



DENKMALPFLEGE IN BADEN - WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

I. JAHRGANG

JULI - SEPT. 1972



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG · Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes
HERAUSGEBER: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg · 7000 Stuttgart 1 · Eugenstraße 3
SCHRIFTLLEITUNG: Dr. Bodo Cichy · 7000 Stuttgart 1 · Eugenstraße 3 · Telefon (07 11) 2 02/25 38
DRUCK: Druckhaus Robert Kohlhammer · 7022 Leinfelden (bei Stuttgart) · Kohlhammerstr. 1–15
DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG erscheint vierteljährlich und wird als Organ der Staatlichen Denkmalpflege an Interessenten unentgeltlich abgegeben. – Postverlagsort: 7000 Stuttgart. – Zuschriften und Anfragen in Sachen der Zeitschrift sind an die oben genannte Adresse der Schriftleitung zu richten. Beim Nachdruck von Text- und Bildteilen sind Quellenangabe und die Überlassung von zwei Belegstücken an die Schriftleitung (Adresse oben) erforderlich.

INHALT

In Sachen Nachrichtenblatt	1
Die baden-württembergischen Denkmalpfleger (3)	2
Wolfgang Erdmann · Die Ausgrabungen in St. Peter und Paul zu Reichenau-Niederzell	8
Irmgard Hampp · Die Württembergische Landesstelle für Volkskunde in Stuttgart	19
Peter Assion · Die Badische Landesstelle für Volkskunde in Freiburg i. Br.	21
Martin Hesselbacher · Schiltach im Schwarzwald – Schutz einer alten Fachwerkstadt	23
Hubert Krins · 800 Jahre Stadt Isny	31
Kleine Arbeitsberichte	37

Titelbild: Fragmente von einem Fußbodenmosaik mit der Darstellung der Ermordung Abels durch Kain. Anfang 12. Jahrhundert. Gefunden bei einer Ausgrabung des LDA in der ehemaligen Klosterkirche zu Schuttern bei Lahr in Baden.

(Zum Arbeitsbericht: Karl List · Ergebnisse einer Sondierungsgrabung in der Klosterkirche Schuttern bei Lahr, S. 37 f. in diesem Heft)

In Sachen Nachrichtenblatt

Obwohl das Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes nicht auf einen in klingender Münze aufzählbaren Gewinn gerichtet ist, sondern sich in den Dienst einer ideellen Sache stellt und daher auf einen ebenso gearteten immateriellen Ertrag ausgeht, gibt es hinreichenden Grund, mit dem Erreichten zufrieden zu sein. Die Bilanz für das erste Halbjahr, das seit dem Erscheinen unseres Blattes in der neuen Form vergangen ist, zeigt ein überaus positives Ergebnis: In dieser kurzen Zeitspanne war der Zugang von fast zweitausend neuen Interessenten und Beziehern vorwiegend aus Baden-Württemberg, aus allen Gegenden der Bundesrepublik und zunehmend auch aus dem benachbarten Ausland zu verzeichnen! Eine erfreuliche, durch zahllose Zuschriften noch unterstrichene Bestätigung dafür, daß das neue Nachrichtenblatt nach Form und Inhalt allenthalben Zustimmung und Gefallen gefunden hat. Zugleich aber auch – und das ist ungleich wichtiger – eine Stütze für die Hoffnung, die mit der Zeitschrift vor allem verfolgte Absicht könne sich erreichen lassen, das Anliegen nämlich, durch die Berichte über das Tun des Landesdenkmalamtes die Denkmalpflege ringsum bewußt zu machen als eine nicht nur einigen wenigen Amtspersonen zugeteilte, sondern der Allgemeinheit, also uns allen zugeordnete kulturelle Verpflichtung.

Freilich – Licht wirft Schatten, was heißen will, solchem Erfolg habe sich auch allerlei Kummer gepaart. Er kommt gerade aus dem kaum voraussehbaren Beziehungswachstum, und es wird sich leider nicht vermeiden lassen, ihn zu einem Teil an die künftigen Interessenten unseres Blattes weiterzugeben. Zum einen ist die an sich reichlich bemessene Druckauflage der ersten beiden Hefte schon jetzt nahezu vergriffen, so daß auf Nachlieferungen bald verzichtet werden muß. Zum anderen aber griff der bisher vielhundertfach vorgetragene und auch erfüllte Wunsch, diese Hefte nachgereicht zu bekommen, über die Auslagen zumal für das Porto so empfindlich an den „Geldbeutel“ des Landesdenkmalamtes, daß Nachlieferungen fernerhin nur dann noch erfolgen können, wenn dem diesbezüglichen Wunsch Freimarken von ausreichendem Wert beigegeben sind. Wenn wir auf die zahlreichen Zuschriften blicken, die Nachsendewünsche bisher schon aus freien Stücken durch die Beigabe von Briefmarken bereicherten, sind wir sicher, daß diese Entscheidung Verständnis finden wird.

Ein anderer, durchaus zweiseitiger Kummer braucht Erklärung, die Tatsache, daß einige Leser unseres Blat-

tes glauben, mit der Schriftleitung hadern zu müssen, weil sie auf diese oder jene Anfrage bislang ohne Antwort blieben. Bleiben mußten! Ließe sich doch das Eingehen auf die paar hundert zur Beantwortung anstehenden Zuschriften nur dann rascher abwickeln, wenn das Nachrichtenblatt mit all seinem Drum und Dran eine für sich allein zu erfüllende Aufgabe und nicht das wäre, was es redaktionell und arbeitstechnisch aus manchem Grund ist und bleiben wird: ein sorgsam zu verwaltendes Geschäft im Nebenher. Und vielleicht versöhnt es, zu erfahren, daß dieses Antwortgeben deshalb nur einigermaßen schleppend zu erledigen ist, weil die durch das Nachrichtenblatt ausgelösten Anfragen sich viel zu häufig gar nicht auf die Zeitschrift beziehen, sondern gleichsam die ganze Skala des denkmalpflegerischen Bereichs durchspielen, Rechtsauskünfte verlangen, Fotowünsche enthalten oder in Erfahrung bringen wollen, wo man z. B. ein Schloß oder ein altes Fachwerkhaus kaufen könne.

Derlei erfordert, was die immer schriftliche Erledigung angeht, Überlegung und insbesondere Zeit, die eigentlich gar nicht verfügbar ist. Deshalb hier die Bitte, die Schriftleitung des Nachrichtenblattes nur in Dingen anzugehen, die mit dem Blatt selbst, seiner Gestaltung und seinem Inhalt unmittelbar zu tun haben.

Auf den Zugang derartiger Zuschriften allerdings möchte die Schriftleitung keinesfalls verzichten. Sie geben Anregung, gleich, ob sie Zustimmung bedeuten oder negative Kritik. Sie lassen wissen, welches der ungezählten Probleme, die dem Denkmalpfleger zum täglichen Brot und damit zur Selbstverständlichkeit geworden sind, draußen als besonders gravierend gilt und im Nachrichtenblatt eine entsprechende Behandlung erfahren sollte. Sie weisen überdies oft genug auf Dinge hin, die für die praktische Denkmalpflegearbeit von Belang sein können, und dienen so der Erfüllung unserer Aufgabe. Und wenn es auch nicht beabsichtigt ist, unserer Zeitschrift jetzt oder künftig so etwas wie einen der sattsam bekannten „Leserbriefkasten“ einzugliedern, bleibt der lebendige Kontakt mit der Leserschaft doch ein besonderes Anliegen. Solcher Kontakt kann nur förderlich sein, und in jedem Falle ist er uns der Ausweis dafür, daß das Nachrichtenblatt eines seiner Ziele erreicht, nämlich nicht nur ein gefälliges, vielleicht sogar interessantes Bildheft zu sein, sondern auch der Anreiz, sich mit der Denkmalpflege, ihrer Arbeit und ihren Zielen ernsthaft auseinanderzusetzen.

B. C.

Die baden-württembergischen Denkmalpfleger (3)

Im vorausgegangenen Heft des Nachrichtenblattes kamen jene Konservatoren des Landesdenkmalamtes zur Vorstellung, die als Bau- und Kunstdenkmalpfleger (im speziellen Sinne) oder als Bau-, Planungs- und Sanierungsberater in unserem Lande um die Erhaltung vorab der Bau- und Kunstdenkmale besorgt sind. Ihre Aufgabe ist nach Umfang und Aktualität zwar so etwas wie die Mitte der Denkmalpflege. Sie jedoch als deren ganzen Inhalt zu glauben und sich so einer allenthalben noch vorherrschenden Meinung zu verbinden, hieße, die Tätigkeit des Landesdenkmalamtes nach Reichweite und Vielfalt zu unterschätzen und sie zu verkennen als eine Art von spezialisierter Kunstpflege oder gar Museumsarbeit. Insbesondere aber hieße dies, hinwegzusehen über die vielen anderen, vor allem die durch ihre Zielsetzung stärker auf wissenschaftliches Arbeiten und Forschen ausgerichteten, keineswegs weniger wichtigen denkmalpflegerischen Disziplinen.

Die Bodendenkmalpflege, von der im folgenden Heft ausführlicher zu sprechen sein wird, ist eine solche mehr der Forschung verpflichtete Sparte. Doch sind auch in dem vielschichtigen Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege zahlreiche Aufgaben von derartigem Zuschnitt vorhanden. Sie zu erfüllen, wurden die Spezialreferate der Archäologie des Mittelalters, der Volkskunde und der Inventarisierung eingerichtet. Von ihnen und von den für sie tätigen Konservatoren soll heute die Rede sein.

Die Archäologie des Mittelalters, jüngster Zweig der Denkmalpflege, hat in Praxis und Anliegen vieles mit der Bodendenkmalpflege gemein. Wie diese, geht sie – vereinfacht gesagt – darauf aus, im Boden verborgene Kulturrelikte, also Bodendenkmale, vor dem Untergang zu bewahren, sie mit Hilfe von Ausgrabungen der historischen Forschung zugänglich zu machen und ihnen Auskünfte abzuverlangen, die das Wissen um das Geschehen in einem vergangenen Zeitabschnitt, um die Geschichte eines abgegangenen Bauwerks oder dergleichen ergänzen und bereichern können. Wenn die Archäologie des Mittelalters trotz solcher Artverwandtschaft nicht der Bodendenkmalpflege zugeschlagen wurde, dann mit gutem Grund. Die gewisse Gleichheit in den Arbeitsmethoden darf nämlich nicht darüber hinwegtäuschen, daß zumindest die denkmalpflegerische, also nicht die als wissenschaftlicher Selbstzweck betriebene Mittelalterarchäologie unlösbar zusammenhängt mit der Baudenkmalpflege. Tritt sie doch in einer dem Forscherdrang nicht immer angenehmen Beschränkung überwiegend dort in Aktion, wo es darum geht, Bauwerke, voran einstweilen Kirchen, zu erneuern. Zu solchem Tätigwerden wird sie gezwungen, weil sich derartigen Erneuerungsvorhaben oft genug der begreifliche Wunsch verbindet,

die mittelalterlichen Bauwerke durch den Einbau zum Beispiel einer Heizung an die heutigen Ansprüche anzupassen. Und bei den dafür unumgänglichen, meist sehr umfangreichen Eingriffen in den Boden besteht nach aller Erfahrung immer die akute Gefahr, die dort eingelagerten, in ihrer historischen Aussage so vielfältigen und wichtigen Bodenerkundungen zerstört werden. Dies zu verhindern, ist Aufgabe der Mittelalterarchäologie. Durch die Sicherung, Dokumentation und wissenschaftliche Interpretation solcher Bodenerkundungen aber liefert sie Unterlagenmaterial, wie es der Baudenkmalpfleger etwa für die Kenntnis alter Baumethoden, baulicher Zusammenhänge und dergleichen, also kurzum dafür braucht, die Restaurierung eines mittelalterlichen Bauwerks richtig anpacken und lenken zu können. So gesehen ist die Archäologie des Mittelalters (die sich freilich auch im Rahmen der Denkmalpflege nicht in Kirchgrabungen erschöpft!) eine der Grundlagen für die bei all ihrem Tun fest im wissenschaftlichen Bereich verankerte Baudenkmalpflege.

Von der Volkskunde und ihren Aufgaben braucht an dieser Stelle nicht eingehender gehandelt zu werden. Darüber und über das weite Feld, das dieses Referat der Landesdenkmalpflege zu bestellen hat, geben die in diesem Heft abgedruckten Aufsätze (vgl. S. 19 ff.) hinreichend Auskunft.

Die Inventarisierung der Kunst- und Kulturdenkmale ist, was ihre Publikumswirksamkeit und ihr Bekanntsein angeht, ein ausgesprochenes Stiefkind. Völlig zu Unrecht, denn ihre Aufgabe, das Aufspüren, Zusammentragen, Beschreiben und wissenschaftliche Dokumentieren aller nur greifbaren kulturellen Hinterlassenschaft, gehört zu den wichtigsten und umfanglichsten Tätigkeiten der Denkmalpflege. Kaum nur zufällig wird die Inventarisierung (vielleicht angetrieben durch die trüben Erfahrungen während der Kriege) von internationalen Gremien als eine weltweite Verpflichtung herausgestellt und verlangt, und genau besehen ist sie überall im denkmalpflegerischen Tun angesiedelt. Die Vorlage von ausgegrabenen Funden, die Dokumentation von Befunden an einem historischen Bauwerk und ähnliches haben allemal etwas mit ihr zu tun. Bedauerlich nur, daß der systematischen, Stück für Stück betriebenen Inventarisierung und ihrer Realisierung in den Bild und Wort zusammenfassenden Buchwerken, den Inventaren, so wenig Raum gelassen wird durch die vorrangig zu erledigende aktive Pflege der Denkmalobjekte. Trostreich zu wissen, daß in unserem Lande durch Entscheidung des Landesparlaments erst jüngst finanziell bedeutsam hinterfütterte Ansätze für eine Besserung dieser Situation gewonnen wurden.



Günter Fehring

GÜNTER FEHRING Dr. phil.

Archäologie des Mittelalters
Zentralstelle Stuttgart

Günter Fehring wurde 1928 in Stade a. d. Elbe geboren. Die alte Hansestadt und Schwedenfestung und die in ihrem Athenäum gepflegten Traditionen ließen schon den Heranwachsenden begreifen, daß keine Gegenwart ohne die Kenntnis ihrer historischen Voraussetzungen verstanden werden kann. Das bewußte Erleben der Kriegsjahre bis hin zum „Reichsarbeitsdienst im Wehrmachtseinsatz“ prägte nicht minder. Die folgenden Jahre des Studiums in Erlangen, Mar-

burg, Freiburg, München – mit einem Stipendienjahr in Pisa – führten schließlich nach Würzburg und zur kunstgeschichtlichen Dissertation über die Kirchenbauten eines italienischen Renaissancearchitekten bei Professor Herbert Siebenhüner.

Der Weg in die denkmalpflegerische Praxis ging 1957 zunächst in die Kunstdenkmälerinventarisierung des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege – zur Bearbeitung der mittelfränkischen Kurzinventare Ansbach und Nürnberg. Den erstrebten Wechsel von der notwendigen kunstgeschichtlichen Breitenarbeit zu intensiver – archäologisch-baugeschichtlicher – Forschung als notwendiger Basis auch aller denkmalpflegerischen Arbeit ermöglichte das Rheinische Landesmuseum Bonn: Der „Lehrling“ und bald technische Grabungsleiter bei den Untersuchungen römischer Legionsfestungen in Neuss erfuhr nicht nur die Grabungsmethoden, sondern auch die weitgespannten kulturgeschichtlichen Fragestellungen der Prähistorie – und daneben gewann er auch Einblick in die damals im Rheinland bereits systematisch praktizierte Archäologie des Mittelalters.

Angesichts dieser Erfahrungen konnte Fehring die ihm 1960 von der Stuttgarter Denkmalpflege übertragenen Grabungen in der Esslinger Dionysius-Kirche und zu Unterregenbach a. d. Jagst nicht als traditionell baugeschichtliche Aufgabe betrachten. Vielmehr mußte er sie – auch im Hinblick auf die schnell fortschreitende Entwicklung in anderen Ländern – mit den Methoden und Fragestellungen der Archäologie des Mittel-

alters durchführen: Gebrauchsgegenständen verschiedenster Art, insbesondere Keramik und Münzen, Hohlgläsern, Resten von Fensterverglasung und Wandmalereien, Holz und Leder, aber auch den zahlreichen menschlichen Bestattungen oder den Tierknochen aus Speiseresten hatte nicht nur die gleiche Sorgfalt wie den Resten von Stein- und den Spuren von Holzbauten zu gelten. Sie mußten darüber hinaus als häufig wichtige neue Sachquellen auch den jeweils zuständigen – auch naturwissenschaftlichen – Disziplinen zur Auswertung zugeführt werden, so daß an und aus den Grabungsobjekten eine vielfältige interdisziplinäre Zusammenarbeit erwuchs.

Diese Grabungen standen am Anfang eines Jahrzehntes, das dann dem Auf- und Ausbau der Archäologie des Mittelalters als einer auch in Südwestdeutschland neuen Disziplin gewidmet war. Angesichts der umrissenen Fragestellungen mußte der Blick bald über kirchliche Objekte hinausgreifen und die durch Baumaßnahmen bedrohten ländlichen und städtischen Siedlungsbereiche sowie Wehranlagen in die Aufgaben zu Rettungsgrabungen mit einbeziehen.

Auch Ausbildungsaufgaben gehörten selbstverständlich in diesen Rahmen. Dazu zählen läßt sich der 1966 erteilte Auftrag zur Lehre an der Universität Würzburg, mit dem eine stärkere Berücksichtigung der archäologischen Sachquellen seitens der Mediävistik angestrebt wird.

Die Freizeit im Familienkreis ist Freunden, der Musik, aber auch Sport und Wanderungen gewidmet.



Dietrich Lutz

DIETRICH LUTZ Dr. phil.

Archäologie des Mittelalters
Außenstelle Karlsruhe

Dietrich Lutz wurde 1939 in Aalen geboren, wo er auch das Gymnasium bis zur 1960 abgelegten Reifeprüfung besuchte. Eine danach begonnene Verwaltungslehre wurde nach vier Monaten abgebrochen, um in Mainz das Studium der Geschichte, Ur- und Frühgeschichte und der Politischen Wissenschaften zu beginnen. Nach einem Studienjahr in Kiel, das weitgehend der Ur- und Frühgeschichte gewidmet war, führte der weitere Weg nach Würzburg. Hier war es vor allem O. Meyer, der den weiteren Studiengang beeinflusste und zur Landesgeschichte hinlenkte. Aus der landes- und kunstgeschichtlich reichen Landschaft Frankens erwuchs dann auch das Thema für die im Sommer 1968 abgeschlossene Dissertation über die Inschriften von Rothenburg ob der Tauber.

Neben Ferienarbeiten in verschiedenen Industriebetrieben gab die Neigung zur Archäologie schon bald Anlaß zur Teilnahme an Grabungen, die ab 1964 zur regelmäßigen Ferienbeschäftigung wurden. Hierdurch wurden auch die ersten Kontakte zur

Denkmalpflege Baden-Württembergs geknüpft, die im August 1971 in einen Dienstvertrag beim Denkmalamt Stuttgart einmündeten. Im Zusammenhang mit einer Umorganisation der Archäologie des Mittelalters wurde Lutz 1971 nach Karlsruhe versetzt, wo er jetzt das einschlägige Referat leitet.

Neben kleineren Grabungen betreute Lutz bisher vor allem die archäologischen Untersuchungen in Stebbach, Kreis Sinsheim (Wüstung Zimmern), in Stammheim, Kreis Calw (Wassersburg Schlößle) und in der Kilianskirche zu Osterburken.

Die Freizeit ist der Familie gewidmet, die durch oft monatelange Grabungskampagnen ohnehin etwas stiefmütterlich wegkommt.



Peter Pause

PETER PAUSE Dr. phil.

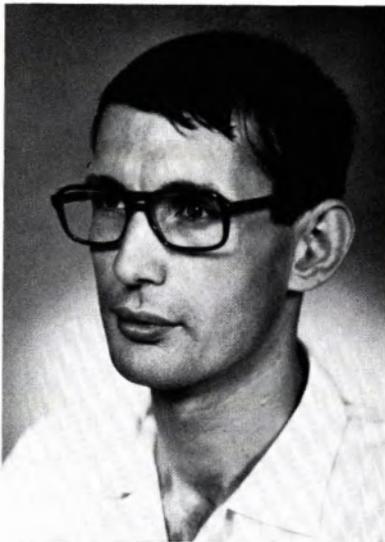
Archäologie des Mittelalters
Außenstelle Tübingen

Peter Pause wurde 1943 in Leipzig geboren. In Döbeln, einer sächsischen Kleinstadt, wuchs er auf. 1952 folgte er seinen Eltern und zwei älteren Brüdern als letzter der einzeln umziehenden Familie nach Eutin in Schleswig-Holstein. Dort brachte man ihm unverzüglich das ortsübliche Hochdeutsch bei. Nach dem Abitur 1963 begann er in Bonn ein „studium generale“ mit den Schwerpunkten Psychologie, Volkskunde und Kunstgeschichte, dem späteren Hauptfach.

Nach einem halben Jahr in Berlin (verstanden als Ersatz für ein schmerzlicher Weise nicht bewilligtes Paris-Stipendium) und zwei Semestern in München, bereitete er Dissertationen über die Bibel in Bildern des Julius Schnorr von Carolsfeld und über die Tafelgemälde des Januarius Zick so lange vor, bis deren Undurchführbarkeit festzustehen schien. Das unmittelbare Berührtsein von gotischer Architektur als verlässlichen Antrieb einschätzend, begann er schließlich eine Arbeit über „Gotische Architekturzeichnungen in Deutschland“. Bald stellte sich heraus, daß den graphischen Merkmalen dieser für eine Bearbeitung teilweise etwas spröden

Zeichnungen bevorzugt Aufmerksamkeit geschenkt werden muß. 1971 schloß er nach mehreren Jahren einer immer ausschließlicher werdenden Konzentration auf diesen Gegenstand die Arbeit ab.

Die Archäologie des Mittelalters, die er seit dem 1. 12. 1972 in Südwürttemberg zu betreuen hat, lernte er als „Jobber“ (sprich: „Werkstudent“) kennen. Jahrein, jahraus wurde aus der Not eine rechte Tugend gemacht: wurde auf Ausgrabungen Geld verdient. Erst im letzten Studienjahr ermöglichte ihm ein Stipendium der Ev. Studienstiftung Villigst kontinuierliches Schreiben an der Dissertation und damit eine Unterbrechung der Tradition sommerlicher Ausgrabungen, die ihm jedoch fehlten und ihm nun zu einem Kernstück seines Berufes geworden sind.



Peter Schmidt-Thomé

PETER SCHMIDT-THOMÉ Dr. phil.

Archäologie des Mittelalters
Außenstelle Freiburg

Peter Schmidt-Thomé wurde 1942 in München als zweites von fünf Kindern geboren. Der Vater, aus Köln stammend, ist Ordinarius für Geologie an der TH München; die Mutter kommt aus einer Münchner Familie. Aufgewachsen in Holzen im Isartal südlich von München. Dort und in Icking Besuch von Volkshochschule und Realgymnasium. Während der Kindheit in Begleitung der Eltern Reisen vor allem in den Alpenländern, meist mit geologischen Zielen. Dabei wurde auch nie die Kunst der besuchten Gegenden übersehen. Später folgten Radtouren besonders durch Süddeutschland und das Rheinland.

Nach dem Abitur Studienbeginn in Freiburg mit dem Schwerpunkt auf Kunstgeschichte. Später diese zum Hauptfach gewählt, dazu klassische Archäologie und Vor- und Frühgeschichte. Ein Hochschulwechsel nach Köln wurde besonders veranlaßt durch das Interesse für das „unterirdische“ Köln und für die Karlsaustellung in Aachen. Nach einem weiteren Wechsel nach München, bei dem der Barock besonderes Ziel war, wieder nach Freiburg. Hier Beginn mit einer Dissertation über die Kathedrale von Tarragona und Fragen zur spätromanischen Skulptur in Katalonien. Studienaufenthalte in Spanien und Frankreich. Wegen metho-

discher und materieller Schwierigkeiten das Thema wieder aufgegeben und eine neue Arbeit über die Baugeschichte des Breisacher Münsters begonnen. Promotion bei Professor Sauerländer im Herbst 1971.

In den letzten Studienjahren tätig als Hilfsassistent im kunstgeschichtlichen Institut Freiburg. Kunstführungen im Oberrheingebiet und Kunstgeschichtskurse für ausländische Studenten.

Seit November 1971 im Freiburger Denkmalamt.



Irmgard Hampp

IRMGARD HAMPP Dr. phil.

Volkskunde
Zentralstelle Stuttgart

Wie bei so vielen geborenen Stuttgartern gilt es auch bei Irmgard Hampp, das geistige und reale „Hinterland“ zu beachten: als Weingärtner, Bauern und Handwerker lebten die Vorfahren in Stuttgart, im Neckartal und im Gäu. Was für jene noch praktische Daseinsform war, wurde für die Enkelin zum theoretischen Sachgebiet innerhalb ihres Faches Volkskunde, zum Stichwort in Bibliothek und Archiv. Mittler zwischen beiden Welten war der Vater. Schon lange vor dem Krieg ständig mit dem Auto unterwegs, kannte er in Südwestdeutschland jeden Winkel. Er hatte ein Auge für das alte Backhäuschen ebenso wie für die romanische Kirche daneben, hatte ein Ohr für die Besonderheiten der Mundart. Erfahrenes und Gelerntes gab er an seine Töchter weiter, öffnete auch ihnen Augen und Ohren für solche Dinge. Manches von dem, was die Schule unter den Erschwernissen und Einschränkungen der Kriegszeit schuldig bleiben mußte, fand hier einen gewissen Ausgleich.

Entscheidend wurden die frühen Eindrücke aber erst, als nach dem Abitur 1947 die Berufswahl zum Problem wurde. Auch damals gab es nämlich einen *numerus clausus*! Er ließ das erhoffte Studium der Medizin nicht zu und gebot ein Ausweichen zur Germanistik, was wegen starker literarischer Interessen immerhin nahe lag. Tübingen hatte in jener ersten Nachkriegszeit ein so reiches Angebot an großen Namen wie später nie wieder, auch in der Germanistik. Das verlockte zu einem breiten Einstieg ins Studium. Doch bald rückte die sogenannte ältere Germanistik ins Zentrum. Dies geschah unter dem Eindruck der sprachgeschichtlichen Vorlesungen von Hugo Moser. Er war es auch, der die Germanisten über Mundartforschung und Namenkunde zur Volkskunde führte. Dieses Fach wurde in Tübingen außer von Moser nur noch von Helmut Dölker vertreten. Auf Exkursionen unter Führung dieser beiden wurden Erinnerungen an einst vom Vater Gehörtes geweckt; in dem von ihm vorbereiteten Boden konnte nun die Wissenschaft von Land und Leuten feste Wurzel schlagen.

Dölker war damals Leiter der Landesstelle für Volkskunde in Stuttgart, wo auch jene Sammlung an volksmedizinischen Zauber- und Segensformeln gehütet wurde, die nun zum Ausgangspunkt für eine germanistisch/volkskundliche Dissertation werden sollte. Die monatelange Arbeit im Archiv der Landesstelle zeitigte auch noch ein anderes Ergebnis: Dölker bot seiner bisherigen Schülerin nach der Promotion 1955 an, seine Mitarbeiterin zu werden. Sie griff zu, obwohl sie aus eigener Anschauung bereits

wußte, was sie in der Landesstelle erwarten würde, nämlich fast unübersehbare – da vom Boden bis zur Decke gestapelte – und weithin undurchschaubare – da noch ungeordnete – Mengen beschriebenen und bedruckten Papiers: Bücher, Zeitungen, Archivalien, Nachlässe, Zettelkästen und Sammlungen aus den verschiedensten Sachgebieten der Volkskunde. All diese Werte zu sichten, zu ordnen, zu erschließen, der Wissenschaft nutzbar zu machen, wurde zu einer Aufgabe, deren Bewältigung Jahre erforderte. Gemeinsam mit Dölker wurde sie in Angriff genommen, doch je stärker er als Leiter des Stuttgarter Denkmalamts beansprucht wurde, desto selbständiger hatte die Mitarbeiterin die Bibliothek aufzubauen, die Archive einzurichten, die Veröffentlichungen zu betreuen, die Besucher zu beraten und die Kontakte mit den Mitarbeitern im Lande draußen zu halten.

Als Dölker 1969 in den Ruhestand trat, blieb ihr dann keine andere Wahl, als seine Nachfolge in der Landesstelle anzutreten. Sie tat es schweren Herzens, nicht zuletzt angesichts der kritischen Situation, in die das Fach Volkskunde inzwischen geraten war. Was ihr dabei half, das war die an Dölkers Seite in 14 Jahren gewonnene Erfahrung und die daraus resultierende Verpflichtung, nun auch sein Sachwalter werden zu müssen.

Bei einer Frau kommt zum Beruf immer noch der Haushalt. Und was heißt dann „Freizeit“? Es heißt Konzentration auf Bedürfnisse, die im Laufe der Jahrzehnte geradezu als lebenswichtig erkannt wurden: Bücher lesen, die nicht Fachliteratur sind, Theaterstücke und Fernsehspiele sehen, manchmal einen Aufsatz schreiben, lieber noch Funkmanuskripte, und am liebsten Briefe, um den Kontakt zum Freundeskreis zu halten. Denn er bietet die beste Möglichkeit zur Erholung: ein Gespräch bei einer Flasche Wein. Hier also schließt sich der Kreis zu den Weingärtnern früherer Generationen. Und diesmal ganz real.



Peter Assion

PETER ASSION Dr. phil.

Volkskunde
Außenstelle Freiburg

Geboren 1941 in Walldürn im badischen Odenwald, wo die Vorfahren mütterlicherseits seit langer Zeit als Handwerker und Bauern lebten. Väterliches Erbe, worunter nicht nur der Name begriffen werden darf, ist das Hugenoitentum in Hessen ansässig gewordener Emigranten aus Frankreich. Die Evakuierung von Offenbach nach Walldürn und der Kriegstod des Vaters, aber auch die ländliche Idylle einer abgelegenen

Kleinstadt, in die nur die alljährliche große Wallfahrt zum Heiligen Blut Leben brachte, prägten die Kindheit und Jugend. Die Schulzeit wurde 1961 im benachbarten Buchen mit dem Abitur abgeschlossen. Das Walldürn der Pilger und Geistlichen, der Händler und Handwerker, der Hausierer und Heimarbeiter, dazu das Walldürn der Volkskundler, die von auswärts anreisen oder als Heimatforscher am Ort wirkten, bot Anreiz genug, sich schon als Schüler volkskundlicher Arbeit zu verpflichten: u. a. beim Aufbau eines Heimat- und Wallfahrtsmuseums (das Peter Assion noch heute verantwortlich leitet).

Daß diese Ansätze nicht steckenblieben im Genügen am Stofflichen, Pittoresken, sondern sich problembewußt weiterentwickelten, bewirkte dann vor allem das Studium. Es führte an die nächstgelegene Landesuniversität: nach Heidelberg. Ein Studienjahr an der Freien Universität Berlin weitete den Gesichtskreis. Bevorzugte Studienfächer waren Germanistik, Romanistik, Volkskunde und Politische Wissenschaft. Wichtig wurde die Begegnung mit Gerhard Eis in Heidelberg. Hier wurde die Germanistik nicht eng als ästhetisch befangene Dichtungswissenschaft, sondern unter Einschluß volkskundlicher Fragestellungen als Kulturwissenschaft schlechthin betrieben. Bei Eis konnten dazu profunde Quellenkenntnisse erworben und zu historischen Studien verschiedenster Art ein solider philologischer Grund gelegt werden, auf dem sich auch für die historische

Volkskunde und die Mundartforschung aufbauen ließ. In einer Art von Folgerichtigkeit wurde das Studium dann 1969 mit einer Dissertation abgeschlossen, die sich mit den „Mirakeln der Heiligen Katharina“ befaßte.

Das Problem der Berufswahl erledigte sich 1969 rasch, als Johannes Künzig, der Gründer und Leiter der Badischen Landesstelle für Volkskunde, den fränkischen Landsmann nach Freiburg i. Br. rief und mit Aufgaben betraute, die nun eine Ausdehnung bzw. Konzentration der Interessen auf ganz Baden erforderten. Diese Aufgaben schienen lohnend: auch und gerade in der Phase des Umbruchs, in der sich die Volkskunde zur Zeit befindet. Ein wichtiges Anliegen der Landesstellen wird es sein müssen, die wissenschaftlichen Neansätze auch im regionalen Bereich fruchtbar werden zu lassen, und so lag auch bisher schon ein Schwerpunkt der Arbeit an beratender und publizistischer Tätigkeit. Ein Lehrauftrag an der Pädagogischen Hochschule in Freiburg kam hinzu.

Ob sich ein Volkskundler je von seinen spezifischen Studienobjekten absondern kann? Sonntags, wenn sich brauchwürdige Veranstaltungen häufen, und im Urlaub, wenn alpenländische Bauernhöfe und Wallfahrtskapellen zum Besichtigen reizen, manchmal erst recht nicht. So muß die Zeit schon „gestohlen“ werden, die Peter Assion für seine Hobbys braucht: für's Malen etwa oder für's Verse-machen.



Gustav Schöck

GUSTAV SCHÖCK Dr. phil.

Volkskunde
Zentralstelle Stuttgart

Der Weg vom großväterlich-elterlichen Kleinbauernhof, auf dem er, 1941 in Herrenberg geboren, seine Jungen-Jahre verbrachte, in die Württembergische Landesstelle für Volkskunde ist wohl alles andere als das, was einem Bauernkind vorgezeichnet ist. Sicher: Gymnasium, Landexamen, evangelisch-theologisches Seminar mit dem Abitur 1961 in Blaubeuren, Wehrdienst, Studium, – diese Stationen sind in württembergischen Lebensläufen typisch. Aber daß das Studium weder in den Schuldienst, noch ins Pfarramt führt, ist vielleicht Ausdruck einer anderen schwäbischen Eigenheit, daß nämlich das Andere, Neue und Ungewisse stärker ist als an sich vorgegebene Pfade. Schon bald nach Studienbeginn (Altphilologie) setzt sich der Wunsch durch, das näher kennenzulernen, wofür noch während der Schulzeit von verschiedener Seite Neugier und erstes Interesse geweckt worden waren: Sprachliche Eigenheiten in der Mundart und das Fach Volkskunde allgemein. Vorlesungen und Seminare bei den Professoren Dölker und Bausinger, ergänzt durch Exkursionen, zeigen die ganze Vielfalt, die einem solchen Studium eigen ist.

Freilich: Die Anschauung allein macht's nicht. Über den bloßen Augenschein hinaus sollte die Frage nach den bewegenden Kräften gestellt werden, nach den historischen und gesellschaftlichen Zusammenhängen. Daß gerade hier immer wieder neu gefragt werden kann, ja gefragt werden muß, ist eines der entscheidenden Lernerlebnisse dieses Studiums.

Vor diesem Hintergrund zeigte sich in den letzten Jahren sehr deutlich, daß die Volkskunde – wie übrigens die meisten historischen Fächer – einen Nachholbedarf in der theoretischen Standortbestimmung hat. Die daraus resultierenden Diskussionen und Debatten gehören zu den Dingen, die trotz oder gerade wegen der damit verbundenen Mühen dazu beitragen, den Studienwechsel als richtige Entscheidung zu betrachten. Ein Teil der hier gewonnenen Einsichten konnte in die während des Wintersemesters 1971/72 abgeschlossene Dissertation einfließen. Sie befaßt sich, von der Biographie her leicht verständlich, mit dem sozialen und kulturellen Wandel in der Landwirtschaft.



Gabriele Howaldt

GABRIELE HOWALDT Dr. phil.

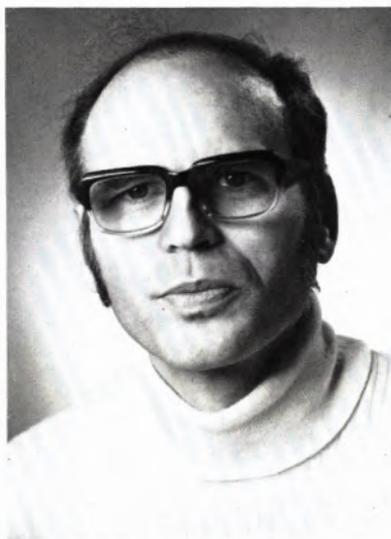
Inventarisierung
Außenstelle Tübingen

Gabriele Howaldt wurde 1930 in Kiel geboren und ist dort aufgewachsen. Ein wesentlicher Teil der Kindheit verlief vor dem Hintergrund der systematischen Kriegszerstörung dieser Stadt. Ein Jahr nach dem Abitur stellt schwere Krankheit des Vaters 1953 schließlich vor die Wahl, entweder auf gehegte Berufsvorstellungen zu verzichten oder sie aus eigener Kraft zu verwirklichen. Aufnahme des Studiums der Kunstgeschichte, Archäologie, Philosophie und Geschichte an der Universität Kiel. 1954 Fortführung des Studiums in Freiburg i. Br. Eine längere Tätigkeit als Hilfsassistentin erst am Archäologischen, dann am Kunstgeschichtlichen Institut und die Unterstützung durch Stipendien drängen die zeitraubende Gelderwerbstätigkeit zeitweise etwas zurück. 1959 Publikationen zum Jugendstil.

Ein Stipendium der King Edward VII British-German Foundation ermöglicht 1959/60 ein Studienjahr in London bei Nicolaus Pevsner am Birkbeck College. Von London aus Studien-Reisen durch England und Schottland. Im

Zusammenhang mit der Dissertation über die Bildteppiche der Stil-Bewegung, – ein Gebiet, eng verbunden mit der Krisensituation in der Malerei jener Epoche –, zahlreiche Reisen durch Deutschland, Frankreich und die skandinavischen Länder. Begünstigt durch den Interessenboom am Jugendstil 1964 Publikation der Arbeit. 1965 dann Promotion bei Kurt Bauch in Freiburg i. Br.

Berufliche Kontaktaufnahmen mit der Denkmalpflege stießen 1965 für eine Frau noch auf Ablehnung. Volontärzeit am Hessischen Landesmuseum in Darmstadt, lehrreich durch Aufgaben moderner Museumsplanung. Nach mehrjähriger, von der Thyssen-Stiftung finanzierter Forschungstätigkeit zur Malerei des 19. Jahrhunderts im Hessischen Landesmuseum zwei Jahre wissenschaftliche Mitarbeiterin an einer Galerie in Rheinland-Pfalz. Seit März dieses Jahres in Tübingen beim Landesdenkmalamt und dort zuständig für die Inventarisierung.



Reinhard Wortmann

REINHARD WORTMANN Dr. phil.

Inventarisierung
Zentralstelle Stuttgart

1929 als zweites von sieben Kindern in Bremen geboren, verlebt Reinhard Wortmann Kindheit und Jugend mit kriegsbedingten Unterbrechungen in der Hansestadt. Bestimmend für die spätere Berufswahl wird eine mehrtägige Familienradtour kurz vor Kriegsbeginn, auf der den Zehnjährigen Lübecks Altstadt mit ihren Kirchen so fesselt, daß er die Familie dort vier Tage festhält. Kirchenführer sind die ersten Kunstbücher, die in seinen

Gesichtskreis treten; vor allem eignet sich der Junge seitdem die Welt der bildenden Kunst durch das Sammeln einschlägigen Bildmaterials an, wobei sich anfänglich in der Mappe „Plastik“ die Uta von Naumburg und ein Schneemann vertragen müssen.

Nach Kriegsende geht es vorübergehend in die Tischlerlehre als einem möglichen praktischen Einstieg in die Architektur, welcher der Architekten-Sohn eine besondere Neigung entgegenbringt. Doch nach einem halben Jahr öffnen sich die Schulen wieder, und der Abiturient entscheidet sich in der Meinung, für den Architektenberuf zu stark durch das historische Interesse belastet zu sein, zum Studium der Kunstgeschichte. Dabei erhält er vom Kunstgeschichtsfreund der Familie, seinem späteren Schwiegervater, Professor Hermann Beenken, wohl mancherlei Anregung, fühlt sich aber andererseits durch dessen hohe Ansprüche nicht sonderlich ermutigt.

Nach Anfängen bei Professor Gerstenberg in Würzburg kommen entscheidende Eindrücke in München vor allem bei den Professoren Werner Gross und Hans Sedlmayr und schließlich die prägenden Schlußsemester bei Professor Kurt Bauch in Freiburg. Zur Kunstgeschichte und klassischen Archäologie tritt (nach einigen Semestern Vor- und Frühgeschichte sowie mittlerer Geschichte) die frühchristliche Archäologie. Die Promotion erfolgt mit einer Arbeit über die Westfassade des Straßburger Münsters und Meister Erwin.

Drei Semester Lehrtätigkeit an der Werkkunstschule der Stadt Aachen können nicht vollauf befriedigen, wenn auch der Umgang mit den Jugendlichen Freude macht. 1959 findet Wortmann beim Landeskonservator von Niedersachsen zur Inventarisierung, der er seither treu geblieben ist. Für den zweiten Band der Bau- und Kunstdenkmale des Kreises Stade bearbeitet er das Alte Land und die Stadt Buxtehude.

Für den Wechsel an das Stuttgarter Amt, 1961, ist die ihm zufallende Aufgabestellung entscheidend: die Inventarisierung der Stadt Ulm mit ihrem Münster. Gern auch siedelt die inzwischen fünfköpfige Familie in den süddeutschen Raum über, wo sie nach den kurzen Stationen Bremen, Freiburg, Bremen, Aachen, Hannover endlich seßhaft wird. Die Arbeit wird mit der Bestandsaufnahme der Bürgerhäuser in Angriff genommen. Doch schon bald kommen anlässlich der Innenrestaurierung Bauuntersuchungen am Münster sowie die Fertigstellung des Inventarbandes über das ehemalige Oberamt Ulm hinzu.

Neben der Kunstgeschichte in großer Breite erfordernden Inventarisierung gilt die besondere Neigung der Baugeschichte der Gotik, der mehrere Aufsätze und Buchbesprechungen sowie ein Führer zum Ulmer Münster gewidmet sind. So genießen er und seine Familie die Vor- und Nachteile der Identität von Beruf und Hobby. Für Ausgleich sorgen Diskussionen mit den Kindern, Spaziergänge mit Familie und Hund, der Garten und last not least der Reitsport.

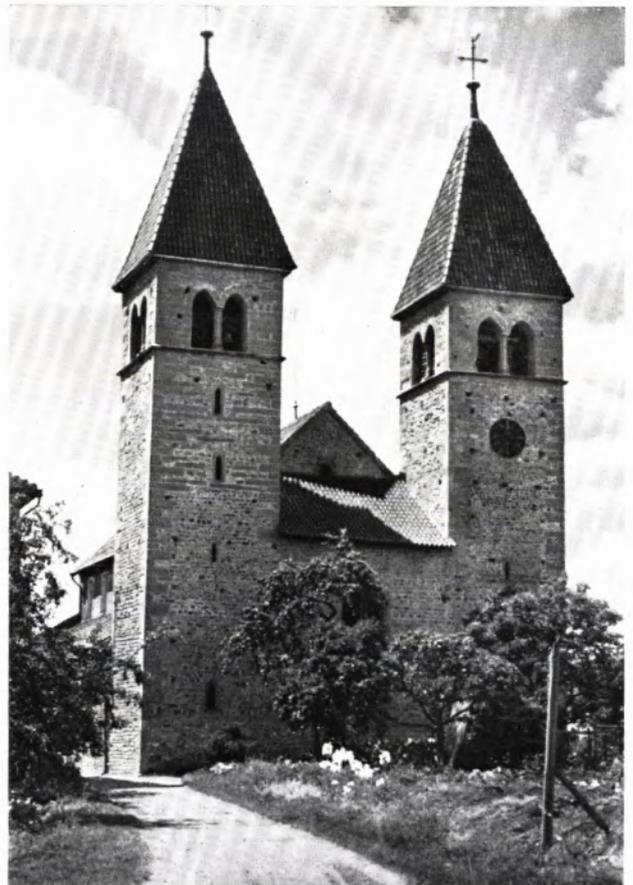
Wolfgang Erdmann: Die Ausgrabungen in St. Peter und Paul zu Reichenau-Niederzell

Ein erster Überblick

Seit dem Sommer 1970 wird in der ehemaligen Stiftskirche St. Peter und Paul zu Niederzell auf der Bodensee-Insel Reichenau (Abb. rechts) eine ausgedehnte archäologische Untersuchung durchgeführt. Wie bei fast allen Vorhaben der denkmalpflegerischen Mittelalterarchäologie, kam der Anlaß auch zu diesem Tätigwerden der Denkmalpflege nicht primär aus dem wissenschaftlich begründeten Wunsch, die bisher nicht näher bekannte Geschichte des Platzes und des heute stehenden Bauwerks mit Hilfe moderner Forschungsmethoden aufzuhellen. Diesen Anlaß lieferten vielmehr der schlechte bauliche Zustand der Kirche und das greifliche Verlangen der Kirchengemeinde, im Zusammenhang mit den unumgänglich gewordenen Bausicherungsmaßnahmen eine Fußbodenheizung in den bislang recht unwirtlich-kalten Bau einbringen zu lassen. Es zeigte sich sehr rasch, daß die Arbeiten für diese Heizungsanlage und die Sicherung der Gebäudefundamente großflächig und tief in den Untergrund der Kirche eingreifen und damit eine Gefährdung bedeuten würden für die dort im Boden eingelagerten Reste aus der Vergangenheit des historisch bedeutsamen Bauwerks. Bei dem Verzicht auf eine den Bauarbeiten vorausgehende archäologische Untersuchung hätte man sich also für alle Zeit der Möglichkeit begeben, über die Sicherstellung und Beobachtung dieser von Zerstörung bedrohten Bodenerkundungen Antworten zu erhalten auf die vielen noch offenen Fragen zur Geschichte und Vorgeschichte der heutigen Kirche.

Diese Gewißheit war dem Staatlichen Amt für Denkmalpflege Freiburg, der jetzigen Außenstelle Freiburg des Landesdenkmalamtes, Grund genug, sich für eine gründliche Durchforschung des Bodens zu entscheiden. Und mit ihr zusammen sollte noch vor der Inangriffnahme irgendwelcher Instandsetzungs- und Restaurierungsarbeiten auch der gesamte aufgehende Baubestand bis ins Detail einer eingehenden Analyse unterzogen werden.

Es ist bedauerlich, daß drängender Termine oder mangelnden Geldes wegen auf ein derartiges Nebeneinander, richtiger, Miteinander von Ausgrabung und Bauuntersuchung häufig verzichtet werden muß. Dabei ist solche zweispurige Forschung aus vielen Gründen eigentlich eine unverzichtbare Voraussetzung für den möglichst umfassenden Erfolg des archäologischen wie des restaurativen Bemühens. Das erhellt schon an der Praxis des Bauens, die sich im Laufe der Zeiten in ihren Techniken und Methoden, kaum aber in ihrem Bauablauf bestimmenden Konzept gewandelt hat. Die Errichtung eines Bauwerks, etwa unserer Reichenauer Kirche, war – so wie das auch heute noch üblich



ST. PETER UND PAUL ZU REICHENAU-NIEDERZELL. Blick auf die zweitürmige, in den Glockengeschossen später veränderte Ostpartie. In ihren alten Teilen gehört sie, wie die jetzige Grabung zweifelsfrei belegen konnte, zur ursprünglichen Baukonzeption der jetzigen Kirche (Bau III) und damit ins frühe 12. Jahrhundert.

ist – ein aufs Ganze einheitlich geplanter Vorgang. Ausdeutbare Belege für dessen Ablauf können sowohl im Holzwerk des Dachgestühls, am baulichen Bestand, im Fußbodenbereich oder aber unter diesem im Boden gefunden und abgelesen werden. Die Ergebnisse der Einzeluntersuchungen ergänzen sich gegenseitig, ja, sie erklären sich oft genug untereinander. Eine archäologische Untersuchung durchzuführen, ohne sie mit dem bestehenden Bauwerk und seinen Aussagen zu verbinden, hieße, nur einen Teilausschnitt der Auswirkungen ehemaliger Bautätigkeit in den Griff zu bekommen und sich der Gefahr von Fehlinterpretationen auszusetzen.

Andererseits gilt es zu bedenken, daß die intime Kenntnis des bestehenden Gebäudes mit all seinen Unregelmäßigkeiten, bautechnischen Besonderheiten und den baulichen Veränderungen, die den Gang seiner weiteren Geschichte sichtbar machen, unabdingbare Voraussetzung ist für das Gelingen einer Restaurierung. Eine „historisch richtige“ Restauration – und nur sie kann „gut“ und „gelingen“ heißen – verlangt, ein Bauwerk in verschiedenen Überlegungsebenen zu betrachten. Dabei steht an erster Stelle die Beobachtung der Baumethoden: die Frage nach der Konstruktionsart, nach Ablauf und Technik der Bauausführung. Eine mittelalterliche Kirche ist immer auch ein Denkmal alter Technik, und in ihrer „Baulogik“ demonstriert sie mittelalterliche Denkweisen. Es versteht sich beinahe von selbst, daß sie in solcher Eigenschaft die Maßstäbe setzt für die Ausführung ihrer Restaurierung.

Schließlich ist die Sicherung historischer Befunde notwendig, um dem Bauwerk innen wie außen sein geschichtlich korrektes Aussehen zurückgeben zu können. Dabei gilt es, jede erreichbare Auskunft einzuholen etwa über die alte Beleuchtung der Räumlichkeit, über die ehemaligen Standorte der Altäre, die ursprüngliche Farbigkeit von Empore, Orgel, Altaraufbauten und anderer Ausstattungsgegenstände, das Vorhandensein und das originale Aussehen freskaler Wandschmucks und anderes mehr. Und zum möglichst vollständigen Zusammentragen solcher für die Restaurierung wegweisenden Details verhelfen uns Ausgrabung und Bauuntersuchung in gleicher Weise.

Wir wissen, daß die Architektur des Mittelalters in besonderem Maße „abbildende“ Kunst gewesen ist. Die hinter einem solchen Sinngefüge aufscheinenden Gedankenstrukturen der Entstehungszeit wollen ebenfalls erkannt und auf dem Weg der Restaurierung am Objekt für den heutigen Menschen nachvollziehbar gemacht werden. Man hat also bemüht zu sein, geistes- und theologiegeschichtliche Begründungen dafür zu finden, warum dieser Bau in der vorliegenden Form errichtet wurde und welches sein Bedeutungsgehalt, sein „Meditationswert“ war. Dieser muß, sollen die Arbeiten an der Kirche nicht zur bloßen Substanzerhaltung der Raumumgrenzung dienen, sondern wirklich eine Restaurierung sein, am Werk selbst wieder ablesbar gemacht werden. Andernfalls hätten wir es am Ende, bildlich gesprochen, mit einer recht harten Nußschale zu tun, der das Wichtigste, der Kern, fehlt.

Im Falle der Niedertzeller Stiftskirche tragen nun die Ergebnisse der Ausgrabung wesentlich zur historischen Begründung des vorhandenen Baubestandes und seiner Konzeption bei, indem sie die lokalen Bedingungen und Gegebenheiten, welche die Erbauer vorfanden, zugänglich machten und geschichtliche Aufschlüsse vermittelten, die es erlauben, das Bauwerk mit zeitgleicher Architektur und es so kunstgeschichtlich richtig einzuordnen und zu würdigen.

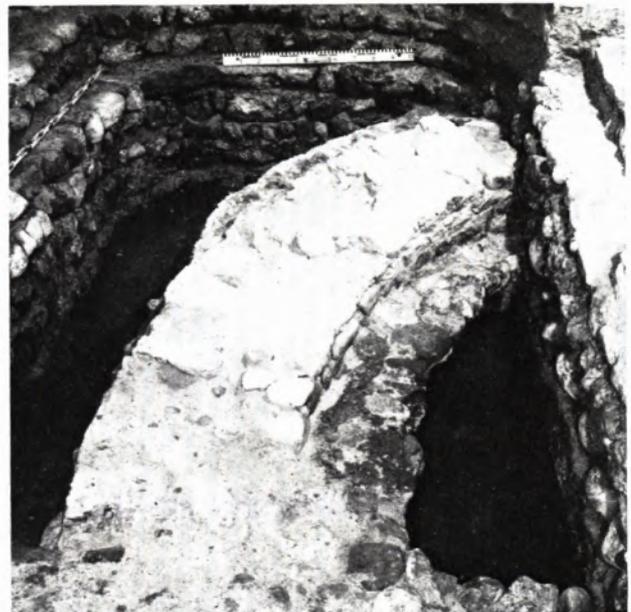
Heute, zwei Jahre nach Beginn der Untersuchungen, liegen ausreichende Ergebnisse für einen ersten zusammenfassenden Überblick vor. Da die Arbeiten jedoch noch nicht abgeschlossen sind, darf dieser nur als eine Art Arbeitshypothese betrachtet werden, die auf den bis jetzt (April 1972) gewonnenen, nicht als endgültig zu wertenden Befundinterpretationen beruht.

Vor Beginn der Ausgrabungen ließ sich vermuten, der heute stehende, formal in die Romanik weisende Kir-

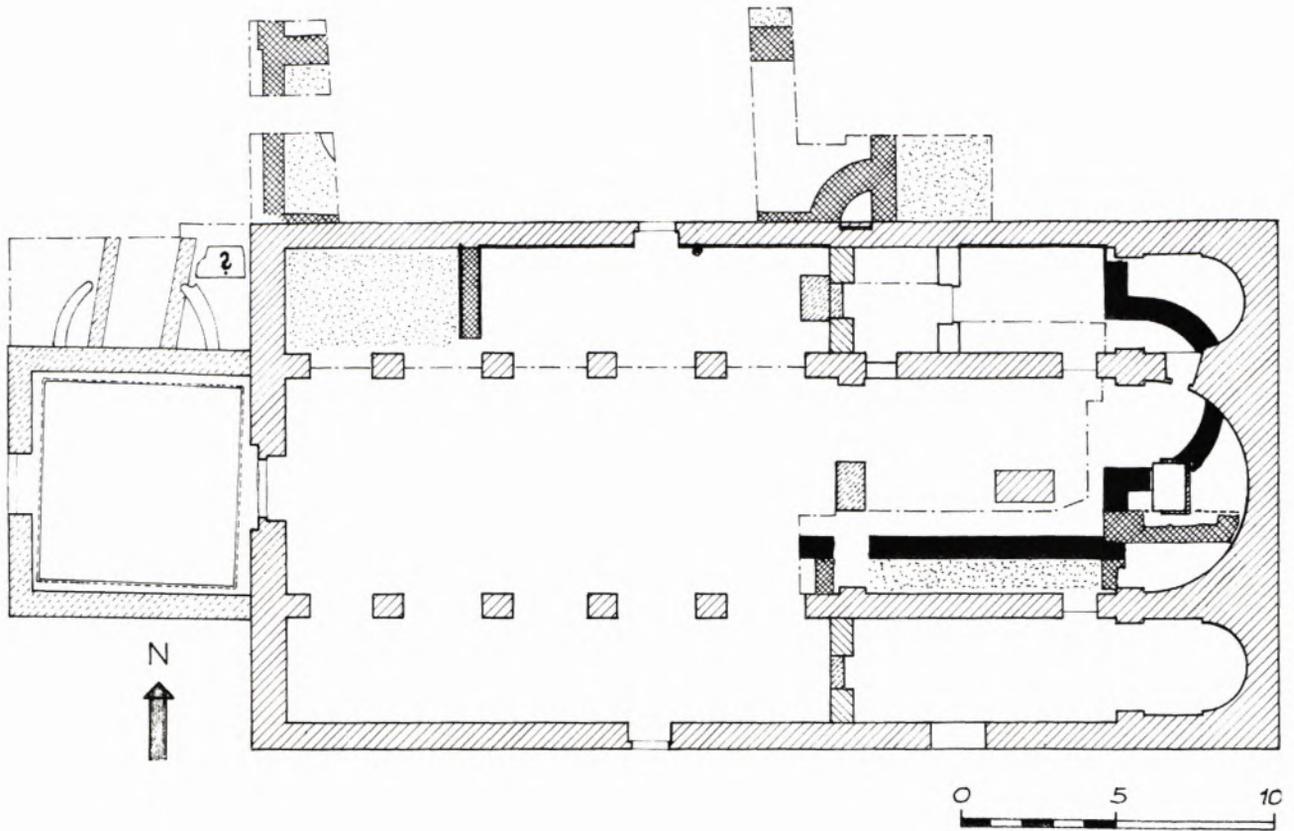
chenbau könne nicht mit jener ersten Niedertzeller Kirche identifiziert werden, von deren Vorhandensein und Entstehen uns Schriftzeugnisse berichten. Danach ist deren Bauherr Eginno gewesen, ein Mann aus hochadeligem Geschlecht und Verwandter der Kaiserin Hildegardis, der, vordem Mönch der Reichenauer Abtei, von Karl dem Großen zum Bischof von Verona eingesetzt worden war. Eginno kehrte 799 aus Oberitalien auf die Reichenau zurück und errichtete sich hier in Niedertzell als Ort zu seiner Gebetsverrichtung und als künftige Stätte seines Grabes eine „Cella“. Sie, zu der gewiß ein nahegelegenes Wohngebäude gehörte, war rechtlich gesehen eine sogenannte „Eigenkirche“; und als solche wird sie noch im Jahre 883 bezeichnet. 799 begonnen, scheint diese Kirche von Eginno selbst noch geweiht worden zu sein. Bleibt doch mit ausreichender Sicherheit zu vermuten, das Bauwerk sei aufgeführt gewesen, als Eginno 802 in ihm bestattet wurde.

Der Verdacht, der ältere der beiden bei den jetzigen Ausgrabungen unter dem Boden der heutigen Stiftskirche archäologisch nachgewiesenen Vorgängerbauten sei jene ab 799 von Eginno errichtete „Cella“ gewesen, wird durch Funde aus dem Abbruchschutt dieses Baues bekräftigt. Es haben sich zudem unter dieser Steinkirche auch keinerlei Reste einer etwaigen Holzbebauung gezeigt, die zeitlich hätte vorangehen können. Allein, es ergaben sich einige Funde, die aus der Jungsteinzeit datieren, teilweise durch den Bodensee bei höherem Wasserstand durch Wellenschlag angespült, teilweise aber auch – und das muß vorerst noch Vermutung bleiben – angetroffen in der Ablagerungssituation der Vorgeschichte.

Die erste Steinkirche, der Bau I in Niedertzell, war eine Saalkirche mit eingezogener, um Mauerstärke gestellter halbkreisförmiger Apsis (Abb. S. 10). Von dieser Apsis und der Anschlußmauer an die Südwand des Schiffes, dem Einzug, konnten Fundament und Teile des aufgehenden Mauerwerkes ergraben werden (Abb. unten). Der Verlauf der Südwand des karolingischen

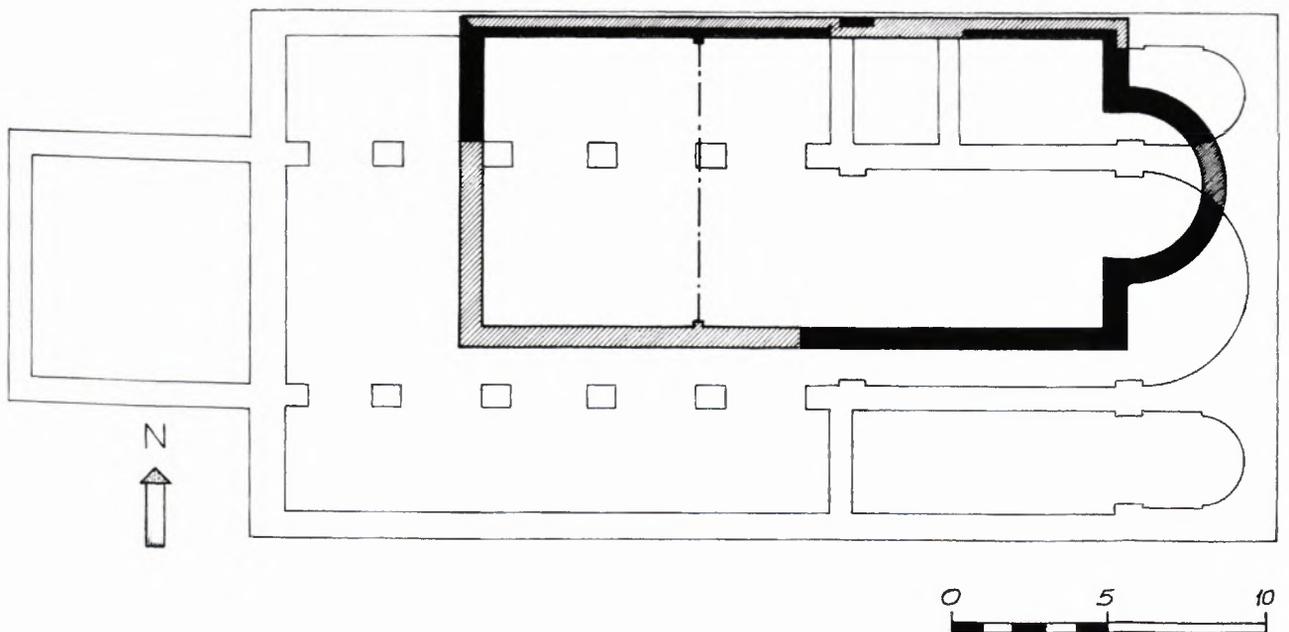


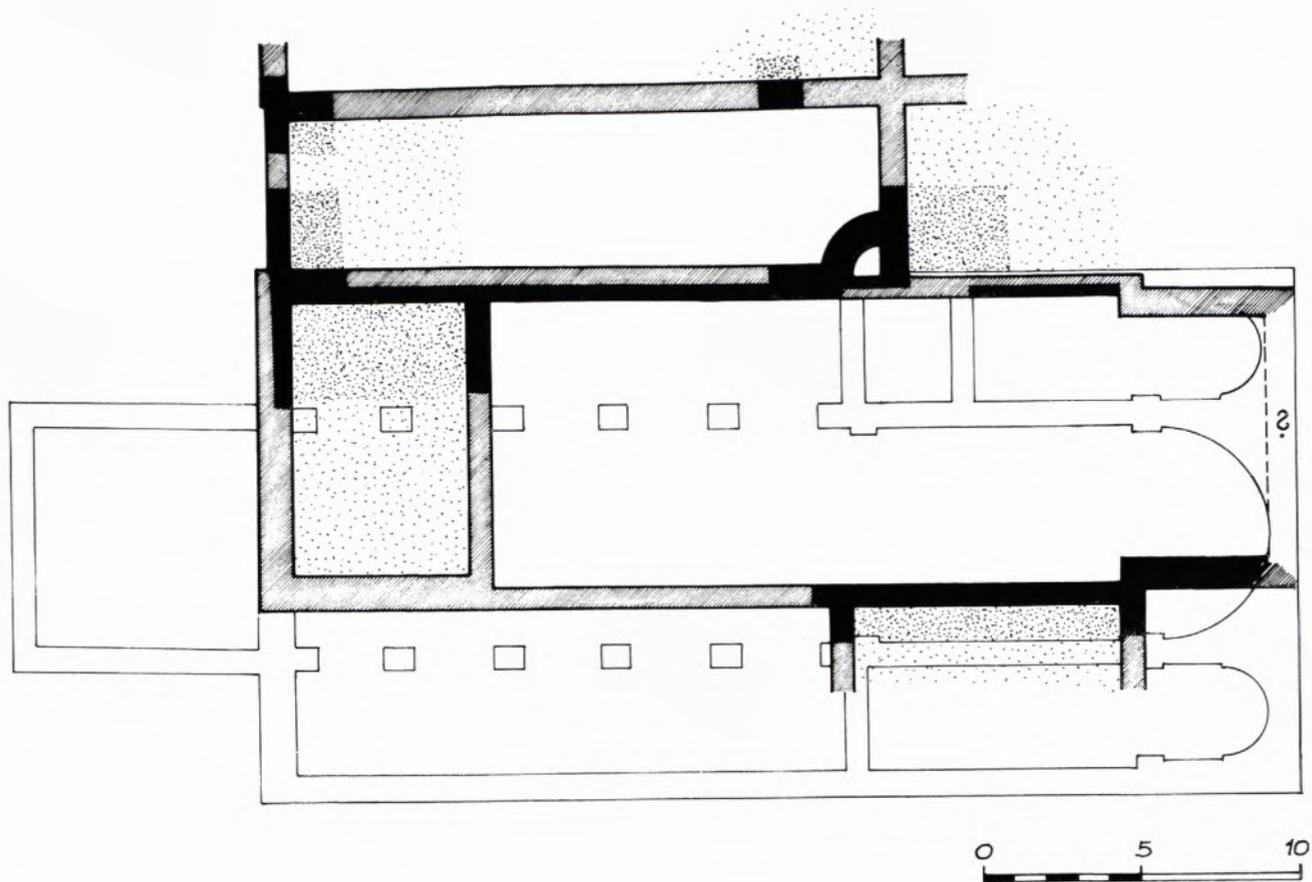
FUNDAMENT UND AUFGEHENDES MAUERWERK VON DER APSIS DER 799 BEGONNENEN ERSTEN NIEDERTZELLER KIRCHE (BAU I).



ST. PETER UND PAUL, NIEDERZELL. Grundriß mit eingetragenen Grabungsbefunden (Stand vom März 1972). Schwarz: Gesicherte Überreste von Bau I (799–802); Kreuzschraffur: Fundamente und Mauerwerk von Bau II samt nordwärtiger Klausur (2. Hälfte 10. bis frühes 11. Jahrhundert); punktiert: Fußböden von Bau II und Anbauten; Schrägschraffur: Bau III, die heutige Kirche (12. Jahrhundert) mit späteren Zubauten.

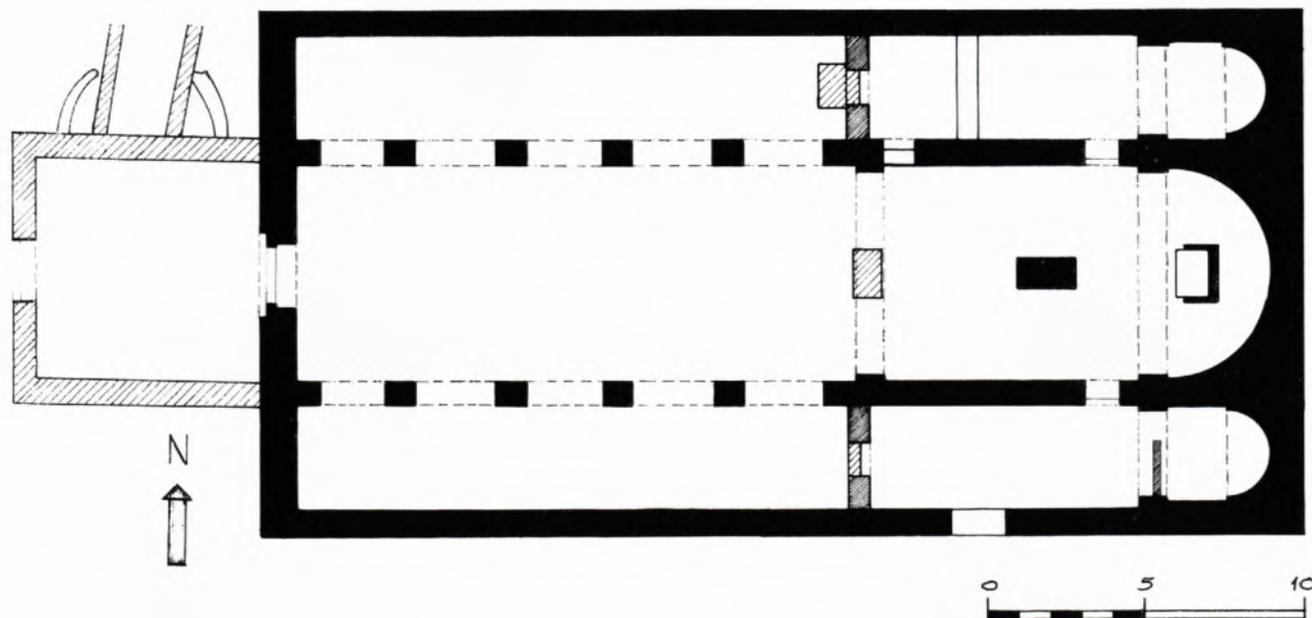
ST. PETER UND PAUL, NIEDERZELL. Grundriß der heutigen Kirche mit dem ergänzten Plan der von Eginno von Verona zwischen 799 und 802 errichteten ersten Niederzeller Kirche (Bau I). Schwarz: die ergrabene Bauteile; schraffiert: die Planergänzungen.

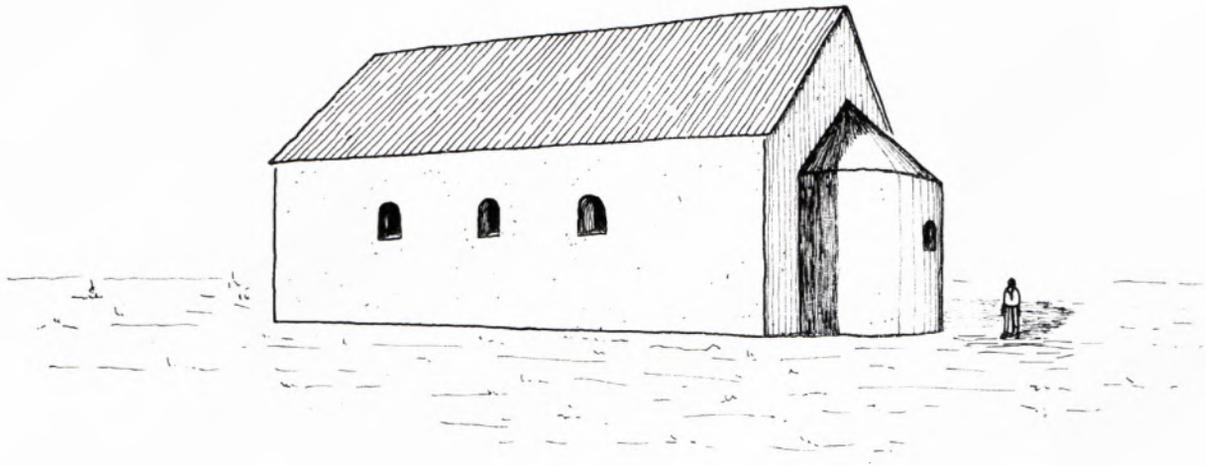




ST. PETER UND PAUL, NIEDERZELL. Grundriß der heutigen Kirche mit dem ergänzten Plan der zweiten Niedertzeller Kirche (Bau II; 2. Hälfte 10. Jahrhundert) mit den ergrabenen Resten der ihr im Norden angeschlossenen Klausurgebäude und der südwärts angegliederten Sakramentskapelle. Schwarz: die gesicherten Bauteile; schraffiert: die Planergänzungen; punktiert: die faßbar gewordenen Fußböden.

ST. PETER UND PAUL, NIEDERZELL. Grundriß der heutigen Kirche (Bau III; Anfang 12. Jahrhundert) mit den späteren baulichen Zutaten und Veränderungen. Schwarz: die Bauteile der Grundkonzeption (im Zentrum des Langchorjoches das „Egino-Grab“).





REKONSTRUKTION DER EGINO-KIRCHE. Die nach Maßgabe der ergrabenen Baureste gefertigte Ansicht der apsidial geschlossenen, fast 25 Meter langen, rund 10 Meter breiten Saalkirche läßt deren schlanke Gestrecktheit erkennen.

Schiffes ist durch eine Ausbruchgrube belegt. Als man den Bau III, die heutige Kirche, errichtete, brach man diese von Bau II beibehaltene Mauer ab und räumte auch ihr Fundament restlos aus. Die dabei entstandene Grube wurde mit lockerem Abbruchschutt verfüllt, der sich jetzt leicht entfernen ließ und so einen Blick gestattete auf die Sohle des karolingischen Fundamentgrabens, in dessen weichen Boden sich die Steine der tiefsten Fundamentlage eingedrückt haben (Abb. rechts). Der westliche Beschluß von Bau I war über die Beobachtung der Bodenschichtungen nachzuweisen, und die Nordmauer der heutigen Kirche folgt genau der Spur ihrer karolingischen Vorgängerin.

Die so erfaßte Eigenkirche des Eginos (Abb. oben) erscheint neben vergleichbaren Bauten ihrer Zeit recht groß. Bei einem Verhältnis von Breite zu Länge von etwa 1 : 2 wies sie gestreckte Proportionen auf. Das Schiff hatte eine lichte Länge von 19,50 Meter und eine Breite von 9,82 Meter. Unter Zurechnung der gestellten Apsis (Radius 3,20 Meter, Stelzung 0,66 Meter) erreichte Bau I eine Gesamtlänge von rund 24,70 Meter. Von seinem Fußboden war nichts erhalten, da man bei der Errichtung der heutigen Kirche das für die Überbauung bestimmte Gelände zur Gewinnung eines einigermaßen ebenen Baugrundes kräftig abplaniert hat.

Wegen der Hügellage der Gründungskirche erreichten die Planierungsarbeiten nicht alle archäologisch aussagekräftigen Bereiche. So haben sich westlich des Baues I unter dem Fußboden der Vorhalle von Bau II Gräber erhalten. Sie wurden angelegt, als der Gründungsbau Eginos noch genutzt wurde. Es handelt sich um Holzsargbestattungen, bei denen im Laufe der Zeit die Sargdeckel eingebrochen waren, so daß die Füllung der Grabgruben in den Sarghohlraum hat nachrutschen können. Und dabei handelt es sich durchweg um Erdmaterial, das im übrigen Bereich der Niederzeller Kirche bei den späteren Planierungsarbeiten weggeräumt wurde. Eben diese Erdschichten geben uns durch ihre Eigenart und ihr zeitliches Verhältnis untereinander die Möglichkeit, festzustellen, daß die Kirche Eginos zweimal von einem Brand heimgesucht worden ist.

AUSBRUCHGRUBE DER SÜDLICHEN LANGMAUER DES SCHIFFES VON BAU I. Die Südmauer der Eginokirche ging zwar in den Baubestand der zweiten Niederzeller Kirche über, wurde aber bei der Errichtung der heutigen Kirche (Bau III) samt ihrem Fundament restlos abgeräumt. Die beim Abbruch entstandene, mit Schutt verfüllte Grube wurde bei der Ausgrabung sorgfältig entleert. Dabei waren auf der Sohle des ehemaligen Fundamentgrabens die Abdrücke zu finden, welche das Steinmaterial des karolingischen Fundaments in dem weichen Erdreich hinterlassen hat (unser Bild).



Die zweite Brandkatastrophe ist Anlaß geworden, die stark beschädigte Kirche gründlich zu erneuern und sie baulich erheblich abzuwandeln (Abb. S. 11). Dabei ließ man die vom Brand weniger in Mitleidenschaft gezogenen Teile der Urkirche stehen und in den neuen Baukörper eingehen. Dem so an die alten Dimensionen angeglichenen Schiff fügte man anstelle der abgängigen Ostapsis einen Rechteckchor an, der sich zum Kirchenraum erheblich weiter öffnete als der vorherige Altarraum und mit einer durchgehenden Fuge an den alten Mauerbestand angeschoben wurde (Abb. unten). Im Westen führte man zugleich mit einer neuen Abschlußwand für das Schiff in dessen voller Breite eine querrechteckige Vorhalle auf.

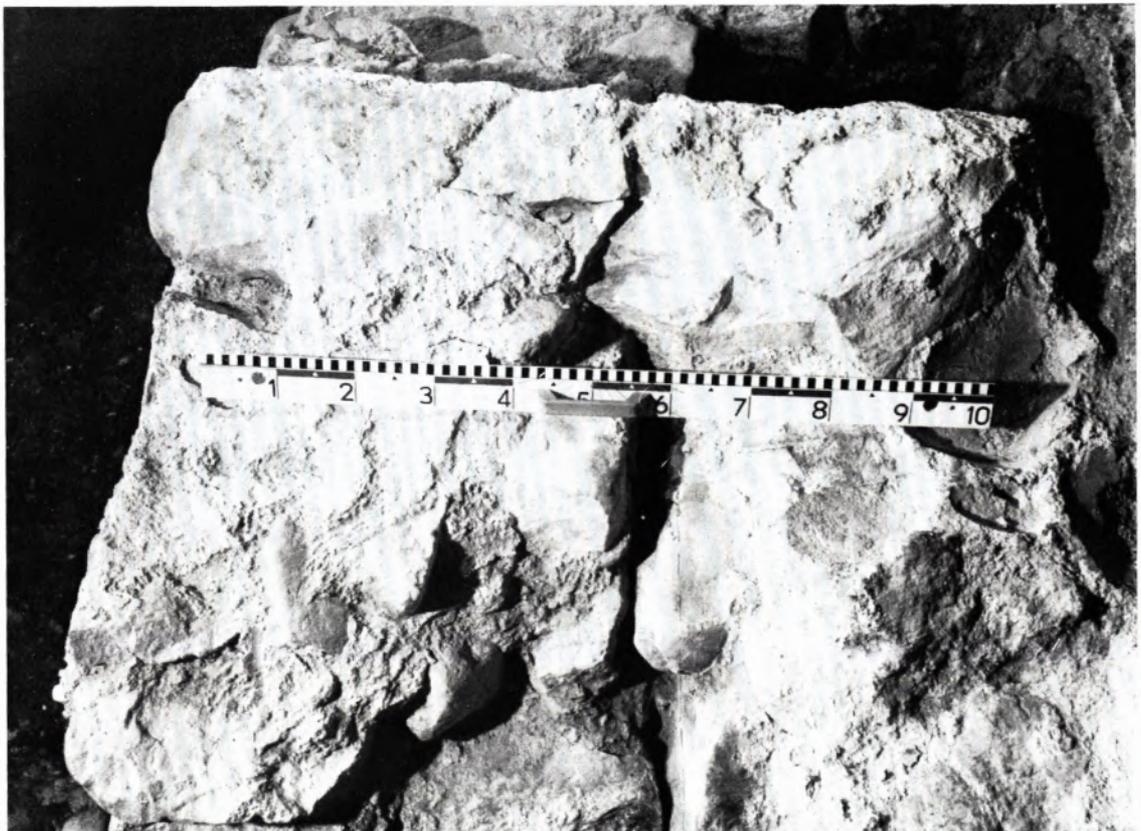
Etwas später wurde diesem Bau II im Südosten eine Kapelle angefügt, die verschiedener Gründe wegen als Sakramentskapelle zu deuten ist. Von ihr, die in ihren Abmessungen derzeit noch Fragen aufgibt, hat sich der Fußboden, ein Ziegelestrich, vorzüglich erhalten.

Vielleicht gleichzeitig mit dieser Kapelle, in jedem Falle aber wie sie erst nach dem Umbau der Kirche, erfolgte auf deren Nordseite die Errichtung einer Klausur. Diese kreuzgangartige Innenhofumbauung muß teilweise zweigeschossig gewesen sein. Das wird bewiesen durch das Vorhandensein einer Wendelstiege in der südöstlichen Ecke des Innenhofes, die es den Klerikern erlaubte, auch nachts aus dem im Obergeschoß gelegenen Schlafsaal (Dormitorium) zum Chorgebet in die Kirche zu gelangen.

Bisher sind leider noch keine Funde angefallen, die den Bau II und seine nachträglichen Zubauten verlässlich datieren könnten. Vorläufig liefert den einzigen Anhalt ein Stück vom Wandputz der Kirche, das sich im Abbruchschutt von Bau II fand und das Fragment von einer freskalen Gesichtsdarstellung — ein Auge — zeigt. Dieser Fund beweist nicht nur, daß die zweite Niedertzeller Kirche mit Fresken ausgemalt war, sondern es erlaubt auch stilistische Vergleiche mit der Malerei in den einigermaßen genau datierten Reichenauer Handschriften. Dieser Vergleich, der um so eher zulässig ist, als gerade solche Details wie die formale Bildung einer Augendarstellung als Datierungsmerkmal zu werten sind, weist auf die Entstehung des Maleriestes und damit der Ausmalung von Bau II in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts.

Als man den Fußboden der Vorhalle von Bau II, der sich gut erhalten hatte, durchbrach, kamen zahlreiche Putzstücke zutage, die ebenfalls Wandmalerei trugen. Bei der Errichtung der Vorhalle zur Unterfütterung des Bodenbelags und zur Planierung verwendet, stammen sie vom Abbruch der Urkirche und beweisen deren Ausmalung. Ihre Farben waren bei der Aufdeckung leuchtend-frisch und durch die Einlagerung im feuchten Boden vortrefflich konserviert; daher erlauben sie auf dem Weg der maltechnischen Analyse die Feststellung, der Egino-Bau sei vermutlich sehr bald nach seiner Errichtung von oberitalienischen Malern ausgeschmückt worden.

BAUNAHT ZWISCHEN TEILEN VON BAU I UND BAU II. Nach einem Brand wurde der offenkundig stark beschädigte Egino-Bau im späteren 10. Jahrhundert durch die größere zweite Niedertzeller Kirche ersetzt. Dabei gingen die weniger schadhafte Mauerreste vom Schiff der Urkirche in den Neubau über und trat an die Stelle des apsidialen Chores ein größerer rechteckiger Altarraum. Dessen Gemäuer wurde dem zur Weiterverwendung bestimmten alten Mauerwerk einfach angeschoben, was durch die in unserem Bild sichtbare Fuge belegt wird.





VERZÄHNUNG DES QUADERMAUERWERKS VON ARKADENWAND UND CHORBOGEN. Der Bau der jetzigen Kirche muß bald nach seinem Beginn um 1100 für längere Zeit ins Stocken geraten sein. Das wird unter anderem bewiesen auch durch die „unebene“ Verzahnung, mit welcher das Quaderwerk der (späteren) Arkadenmauer des Schiffes an die früher aufgeführte Chorbogenwand angeschlossen wurde.

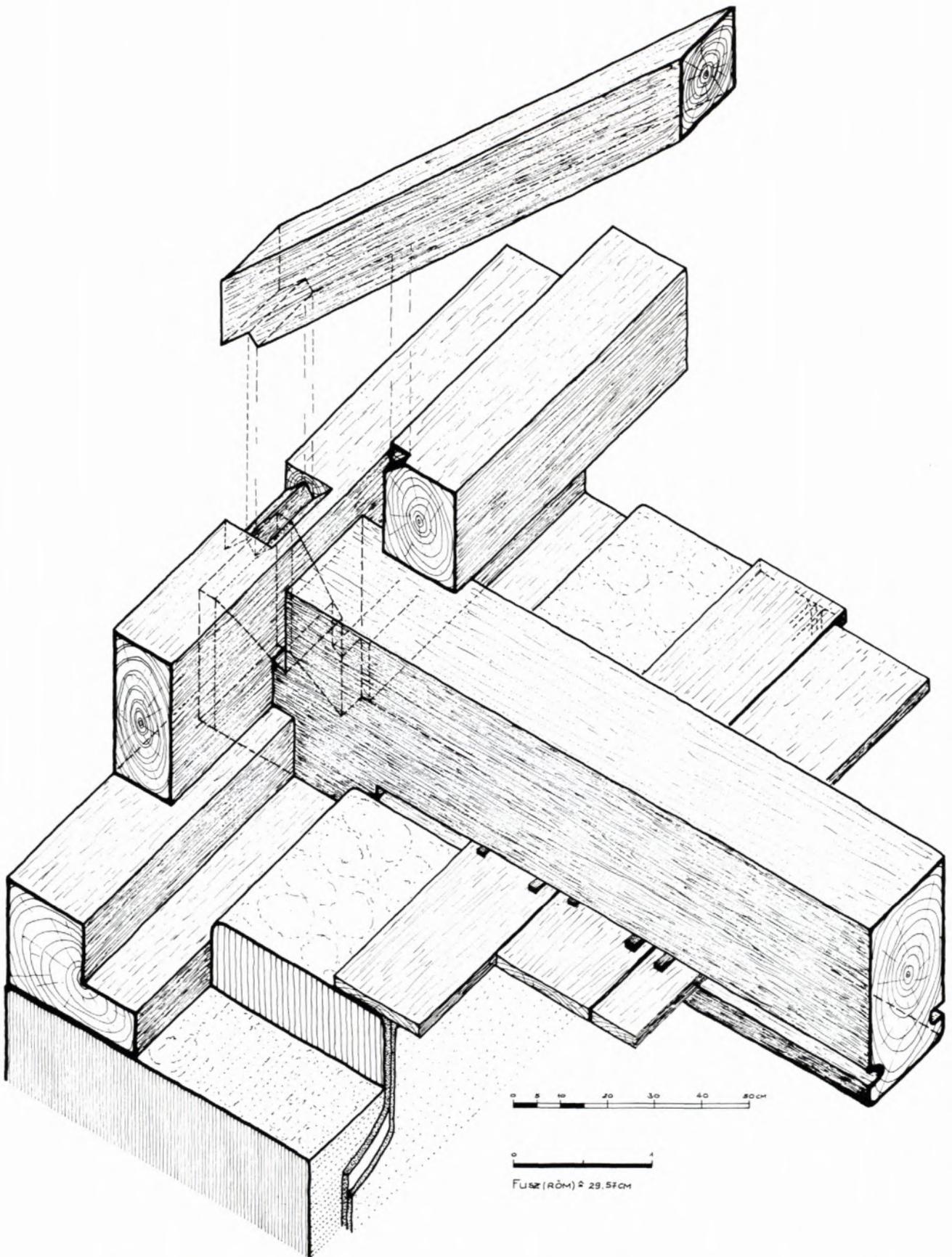
Um 1100 wurden die zweite Niedrzeller Kirche und der nordwärts an sie angegliederte Konventsbereich niedergelegt, um dem heute stehenden Bau III Platz zu machen (Abb. S. 11). Der Grund für den Neubau läßt sich darin vermuten, daß die Niedrzeller Kirche in den alten Dimensionen neuen, erweiterten Anforderungen nicht mehr genügen konnte. Vielleicht wurden ihr damals schon die Funktionen einer Pfarrkirche für den Ort Allensbach zugeordnet, wie sie für das hohe Mittelalter durch Schriftquellen belegt sind.

Die Befunde im Boden und am aufgehenden Baubestand zeigen, daß sich die Arbeiten an Bau III sehr lange hingeschleppt haben. Die jüngsten Bauplastiken entstanden erst nach der Mitte des 12. Jahrhunderts. Von dem als dreischiffige Säulenbasilika geplanten Bau wurde zunächst der Chor angegangen und fertiggestellt. Gleichzeitig führte man die Umfassung der Seitenschiffe bis etwa zur endgültigen Höhe auf und begann auch, die Säulenbasen zu versetzen. Dann kam der Bau ins Stocken und ruhte für längere Zeit. In einem zweiten, späteren Angang wurden die Säulenschäfte mit den Kapitellen im Langhaus an Ort gebracht, die Arkaden und die Gadenwände aufgemauert und dem gesamten Bauwerk ein Dach gegeben. Danach begann man, den Chor mit Fresken auszustatten.

Der unterbrochene Bauvorgang wird durch viele Befunde belegt. So kann der Besucher der Kirche an der Stelle, wo südliche Gadenwand und Triumphbogen sich treffen, am Fugenschnitt des Quaderwerkes deutlich jene Baunaht ablesen, die das zeitliche Nachein-

ander von älterem Chor und jüngerem Schiff dokumentiert (Abb. oben). Dem geübteren Auge fallen auch die kräftigen Unterschiede in der formalen Gestaltung der früheren Säulenbasen und der erst später entstandenen Säulenkapitelle auf.

Im Gegensatz zu dem nur ungefähr auf das Jahr 1100 zu verlegenden Beginn der Arbeiten an Bau III werden sich der Abschluß des Bauwesens und die Entstehung der freskalen Wandmalereien im Chor voraussichtlich sehr genau datieren lassen. Das wird mit Hilfe der Dendrochronologie möglich sein, deren verfeinerte Methoden es erlauben, die Jahresringe von Balken in ihrer zeitlichen Aussage so genau zu interpretieren, daß jenes Jahr feststellbar wird, in dem der Baum gefällt wurde, aus dem man den Balken fertigte. Und Material, das sich für eine solche dendrochronologische Zeitbestimmung verwenden läßt, hat sich in Niedrzell reichlich erhalten: Die subtil durchgeführten Untersuchungen haben gezeigt, daß sich im Dachbereich die Holzkonstruktion des 12. Jahrhunderts größtenteils erhalten hat! Die Befunde des Holzwerks gaben zu erkennen, man habe den Baukörper über längere Zeit ohne Überdachung stehen gelassen, dann die Dachfußkonstruktion (Abb. rechts) aufgebracht, die Mauerkronen aufgemauert, den Raum mit einer hölzernen Decke geschlossen und endlich die Innenwände mit einem an diese Holzdecke anstreichenden Putz versehen. Auf den noch feuchten Putzbelag wurden zuletzt „al fresco“ die schmückenden romanischen Malereien aufgetragen, die sich also jetzt ebenfalls genau datieren lassen werden.



ISOMETRISCHE DARSTELLUNG DER KONSTRUKTION DES ROMANISCHEN DACHSTUHLFUSSES. Im Gestühl der heutigen Kirchenverdachung haben sich große Teile des romanischen Holzwerks erhalten. Dem späteren 12. Jahrhundert zugehörig und damit eine besondere Rarität, lassen sie den hohen handwerklichen Rang damaliger Zimmermannskunst erkennen. Man beachte das Anstreichen des Wandputzes an das Balkenwerk, das für den zeitlichen Zusammenhang von Dachgestühl und freskal bemaltem Putz verlässliches Zeugnis gibt und es so erlaubt, über die dendrochronologische Altersbestimmung des Holzes eine sehr genaue Datierung auch für die Wandmalereien zu gewinnen.



FRAGMENT VON EINER KAROLINGISCHEN CHORSCHRANKENPLATTE AUS BAU I



RELIEFVERZIERTER KAROLINGISCHER KÄMPFER AUS BAU I

Noch in anderer Hinsicht erwies sich die sorgfältige Beobachtung der baulichen Substanz von Bau III als recht lohnend. Da die Werkleute sich angehalten sahen, für den Neubau möglichst viel Steinmaterial vom Abbruch des Baues II wiederzuverwenden, sind in die Fundamente und das Gemäuer von Bau III allerlei Stücke der plastischen Ausstattung von Bau II und, da dieser selbst Materialien von Bau I übernommen hatte, auch von diesem eingegangen. Besonders hervorzuheben sind der Pfosten und das Fragment vom Plattenverschluß einer Chorabschränkung (Abb. links). Karolingisch wie diese sind einige Kämpferplatten (Abb. links), Kapitelle und Säulchen, von denen allerdings noch nicht gesagt werden kann, wo im Gründungsbau (dem sie zuzuordnen sind) ihr Ort gewesen ist.

Seitdem sich die Forschung mit St. Peter und Paul beschäftigt, gehen die Meinungen darüber auseinander, woher sich der Grundriß der heutigen Kirche ableite und wie er zu begründen oder zu deuten sei. Die jetzt am Baukörper selbst gewonnenen Einsichten und die Aufdeckung der beiden Vorgängerkirchen lösen dieses Problem. Gegen die Auffassung älterer Autoren, denen eine derart eingehende Untersuchung und Ausgrabung versagt blieb, kann heute aufgrund der Befunde die Erkenntnis gestellt werden, der jetzigen Kirche habe eine einheitliche Planung zugrunde gelegen. Auch die umstrittene Ostturmfassade (Abb. S. 8) gehörte, wie die Turmfundamente zweifelsfrei zeigen, von Anfang an zur Grundrißkonzeption.

Bei der Vermaßung von Bau III hat man sich offensichtlich von den Abmessungen des Baues II und der zu ihm gehörenden Anbauten leiten lassen. Jedenfalls kann es kaum bloßer Zufall sein, wenn Länge und Breite des Neubaus genau der Gesamtlänge und der Gesamtbreite des zu seinen Gunsten abgebrochenen Bauensembles entsprechen. Über dieser vorgegebenen Fläche wurde ein Grundriß konzipiert, der die Trennung zwischen dem relativ gedungenen Schiff und dem dagegen recht ausgedehnten Sanktuarium eben dort zieht, wo schon beim Vorgängerbau Chor und Schiff getrennt wurden. Auch die neue Sakramentskapelle, heute der südliche Choranraum, griff nach Westen nicht über die Begrenzung der Sakramentskapelle an Bau II hinaus. Allerdings ist sie nun nicht mehr wie diese ein selbständiger Baukörper, der sich mit anderen Bauteilen (Chor und ehemals im Ostflügel der Klausur untergebrachte Sakristei) zu einem additiven Raumgefüge zusammenschließt, sondern der Teil einer einheitlich konzipierten, die verschiedenartigen Funktionen in sich zusammenfassenden Architektur.

Noch im 12. Jahrhundert nahm man Änderungen vor. Die seitlichen Chorkapellen, geplant als Fortsetzung der Seitenschiffe in den Bereich des Sanktuariums hinein, wurden durch das Einziehen von Zwischenmauern vom Langhaus abgetrennt, blieben aber durch je eine schmale Rundbogentür von Westen her zugänglich. Beide Choranräume erhielten im 12. Jahrhundert Freskenschmuck, von dem sich im südlichen Raum szenische Reste eines Passionszyklus' erhalten haben (Abb. rechts).

Zu dieser Zeit mag die Sakramentskapelle durch ein weiteres Portal vom südlichen Außengelände her zugänglich gemacht worden sein. Dort muß sich ehemals



WANDMALEREI AUS DEM SÜDLICHEN CHORANRAUM DER HEUTIGEN KIRCHE. Die Malerei, die dem späteren 12. Jahrhundert zugehört, zeigt den Ausschnitt von einer Abendmahlsdarstellung. In der Mitte Christus mit Kreuznimbus und der schlafende Johannes, links (angeschnitten) Petrus mit seinem Attribut, dem Schlüssel.

ein Friedhof befunden haben, was durch die Nische für eine Totenleuchte in der Außenwand des Südturns belegt wird. Damit wären Friedhof und Sakramentskapelle (diese als Raum, in dem vor dem Sakrament die Totenfürbitte gehalten wurde) in einen Nutzungs- und Sinnzusammenhang gebracht. Unterstützt wird solche Deutung durch die Anlage von Gräbern in der Kapelle, wie sie im nördlichen Choranraum völlig fehlen, und durch die Tatsache, daß die Sakramentskapelle im Volksmund heute noch „Egino-Kapelle“ genannt wird. Diese Bezeichnung rührt wohl von dem Brauch her, in diesem Raum die Totenfürbitte für den Stifter der ersten Niederzeller Kirche, Egino von Verona, zu halten.

Zu einem noch nicht näher bestimmbareren Zeitpunkt wurde dem Langhaus von Bau III im Westen eine zweigeschossige Vorhalle angebaut. Durch deren ebenerdiges Obergeschoß gelangt man heute zum Westportal der Kirche, während das kellerartige Untergeschoß im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit als Beinhaus diente und seit der Barockzeit als Weinkeller genutzt wurde.



DAS STIFTERGRAB IM ZENTRUM DES LANGCHORGEVIERTS DER HEUTIGEN KIRCHE. Nach Öffnung des beim Bau der jetzigen Kirche im 12. Jahrhundert eingerichteten gruftartigen Grabes fanden sich die Überreste zweier männlicher Individuen. Diese waren vordem an anderem Ort bestattet gewesen und im Zuge des Kirchenneubaus nach hier umgebettet worden. Mancher Gründe wegen lassen sich Teile der übereinander aufgeschichteten Gebeine und der auf unserem Bild sichtbare Schädel als Relikte von Eginno von Verona, dem Gründer von Niederzell, vermuten.

Nachdem während der Renaissance im Kircheninnern einige Veränderungen vorgenommen worden waren, gestaltete man die Kirche 1756/57 im Sinne des Rokoko völlig um. Sämtliche Fenster wurden vergrößert, eine Stuckdecke eingezogen, die alten Wandmalereien übertüncht und durch zeitgemäßes Bildwerk ersetzt. Nicht angetastet hat man den überkommenen Baubestand. Die mittelalterliche Bauplastik wurde geschont, ja, durch eine scharfe Ausleuchtung ganz bewußt in das neue Raumbild mit einbezogen. Gleiches geschah auch mit der Farbigkeit der Basen, Säulen, Kapitelle und der großgequaderten Obergadenwand, deren gelblich-grüner Farbton – es handelt sich um Rorschacher Grünsandstein – in der farbigen Fassung von Orgelempore und Altären wiederkehrt.

In den Jahren 1900–1908 wurde eine wenig glückliche „Restaurierung“ durchgeführt, welche nicht nur das Rokoko uminterpretierte, sondern auch schmerzlich in den mittelalterlichen Bestand eingriff. Ihre Fehler auszugleichen, wird, soweit das noch möglich ist, eine der Aufgaben des jetzigen Restaurierungsvorhaben sein.

Im Zuge der archäologischen Untersuchung galt das Interesse auch dem heutigen Grab des 802 in Niederzell verstorbenen und ehemals in Bau I beigesetzten Eginno. Es befand sich unter einer Steinplatte im Zentrum des Langchorjoches, in die eine frühneuzeitliche Bronzetafel eingelassen war, deren lateinische Distichen vom Grabe des Stifters berichten, dem seligen Bischof Eginno von Verona, und davon reden, dieser sei hier bestattet worden. Im April 1972 wurde das Grab geöffnet (Abb. oben). Dabei haben sich die Ergebnisse vorausgegangener Untersuchungen bestätigt:

Die Gruft ist nicht die ursprüngliche Grablege Eginos, sondern eine Anlage, die zusammen mit dem Bau III, also um 1100, angelegt und auf dessen Mittelachse angeordnet wurde. Nach Ausweis ihres Inhalts war sie dazu bestimmt, die Gebeine zweier erwachsener, vordem schon an anderem Ort bestatteter männlicher Individuen aufzunehmen. Die Gebeine der beiden umgebetteten Toten waren übereinander aufgeschichtet und recht unterschiedlich gut erhalten. Der Gruft entnommen, wurden sie zur Untersuchung dem Institut für Anthropologie und Humangenetik in Tübingen übergeben. Das abschließende Ergebnis steht zwar noch aus, doch lassen die anthropologischen Befunde den Schluß zu, das besser erhaltene der Skelette sei das des Eginno. Demnach war dieser ein Mann von stattlichem Wuchs (1,86 Meter) und kräftiger Statur, in hohem Alter ist er an den Folgen einer Oberkieferentzündung verstorben. Farbspuren auf den Gebeinen zeigen, daß er in liturgischer Gewandung bestattet worden war.

ZUM AUTOR: Wolfgang Erdmann, cand. phil., führt im Auftrag der Außenstelle Freiburg des LDA die wissenschaftlichen Untersuchungen in Reichenau-Niederzell durch.

Irmgard Hampp: Die Württembergische Landesstelle für Volkskunde in Stuttgart

Niemand, der sich heute mit Volkskunde befaßt, kann oder darf noch ignorieren, daß die Volkskunde als Wissenschaft während der letzten Jahre in nächste Nachbarschaft zur Soziologie gerückt ist. Sicher hat sich diese Entwicklung von einer „Traditionswissenschaft“ zur einer „Wissenschaft vom kulturellen Wandel“¹⁾ in erster Linie an den Universitäten abgespielt. Doch ein solcher Prozeß hat Auswirkungen, die auch in anderen Bereichen bisher Gewohntes in Frage stellen. Dies führte zum Beispiel zu Diskussionen darüber, ob eine Integration der beiden Landesstellen für Volkskunde in Stuttgart und Freiburg in das neu geschaffene Landesdenkmalamt Baden-Württemberg sachlich vertretbar sei oder nicht, zumal die Volkskunde heute jegliche Art von Pflege innerhalb der für sie relevanten Kulturbereiche grundsätzlich ablehnt.

Wer einen Wandel – gleich welcher Art und auf welchem Gebiet auch immer – beobachten, dokumentieren, erforschen und darstellen will, der muß in jedem Falle ausgehen vom zuvor Gegebenen, vom bisher Gewesenen. Nur vor diesem Hintergrund hebt sich eine Veränderung ab. Mit ihrem Material einen solchen Ausgangspunkt für die Forschung im Lande zu bieten, ist eine der Aufgaben der Landesstellen für Volkskunde. Auch sie haben also „Denkmale“ zu bewahren, nämlich schriftliche und bildliche Zeugnisse volkstümlichen Lebens (für die gegenständlichen ist das Museum zuständig). So gesehen, kann ihre Eingliederung in das neue Landesdenkmalamt als gerechtfertigt verstanden werden.

Bei der Württembergischen Landesstelle in Stuttgart kommt hinzu, daß sie Anfang der zwanziger Jahre aus dem ehemaligen württembergischen „Landesamt für Denkmalpflege“ hervorgegangen ist. Der damalige Leiter dieses Amtes, Peter Goeßler, gründete die „Abteilung Volkstum“ und berief August Lämmle zu ihrem Leiter. Lämmle nahm Verbindung auf mit Leuten wie Karl Bohnenberger, Rudolf Kapff, Wilhelm Pfeleiderer und Viktor Ernst. Er versprach sich davon nicht nur wissenschaftliche Beratung, sondern auch Zuwachs für die Stoffsammlungen seiner Abteilung, und er sollte nicht enttäuscht werden. Nach Lämmles Übergang in den Ruhestand 1938 blieb die Volkskundestelle im Denkmalamt bis 1946 unbesetzt. Dann aber griff wieder Peter Goeßler ein, indem er den damaligen Kultusminister von Württemberg-Baden, Theodor Heuss, und seinen Ministerialdirektor, Theodor Bäuerle, auf sie aufmerksam machte. Diese beiden beriefen nun Helmut Dölker zum Leiter der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde, der ihr dann dreiundzwanzig Jahre lang – bis 1969 – vorstand.

August Lämmle hatte als Keimzelle aller späteren Materialsammlungen der Landesstelle seine private Stoffsammlung eingebracht. Der Ausbau dieses bescheidenen ersten Bestandes zu einer funktionsfähigen Beratungsstelle war sein und seines Nachfolgers Hauptanliegen. Als einen „Umschlagplatz von eingehendem Stoff und von ausgehender möglichst sachverständiger Anregung und Hilfe“ hat Dölker²⁾ einmal die Landesstelle bezeichnet. Akzeptiert man diese Definition, so kann man schließen, daß Angebot und Nachfrage ihre Konjunktur bestimmen.

Was umfaßt das Angebot der Landesstelle? Ein Überblick über ihre Bestände soll uns die Voraussetzungen für die Möglichkeiten ihres Wirkens aufzeigen. Die Zahlen geben den derzeitigen Bestand an.

Die Fachbibliothek von ca. 12 000 Bänden ist vorwiegend regional ausgerichtet. Neben den wissenschaftlichen Veröffentlichungen zur Volks- und Landeskunde enthält sie Publikationsgruppen, die sonst kaum irgendwo in solcher Geschlossenheit gesammelt werden, so z. B. lokale Festschriften, Ortschroniken, historisch-volkskundliche Heimatbeilagen der Tageszeitungen. Daneben ist die Bibliothek jedoch mit den wichtigsten überregionalen Werken zur Volkskunde ausgestattet, um den einheimischen Forschern vergleichende Untersuchungen, die heute unerlässlich sind, zu erlauben.

Wichtigste Ergänzung der Bibliothek ist das Zeitungsausschnitt-Archiv, in dem Presseveröffentlichungen – nach Sachgruppen und nach lokaler Zugehörigkeit geordnet – gesammelt werden. Es stellt den Versuch dar, einen Bogen von der abgeschlossenen historischen Forschung zu den Vorgängen der Gegenwart zu schlagen, um so den Wandlungen vielfältigster Objekte ständig auf der Spur zu bleiben.

Die weiterführende Ergänzung vorhandener Bestände steht auch bei anderen Sammlungen im Vordergrund: Von Autoren verschiedenster Provenienz werden unveröffentlichte Manuskripte zu volkskundlichen Themen angekauft. Diese Sammlung von ca. 500 Arbeiten enthält vor allem zahlreiche Monographien lokaler Art. Ebenso ist das Württembergische Flurnamenarchiv auf die Zulieferung durch freie Mitarbeiter angewiesen. Es enthält Flurnamensammlungen von 390 Markungen des Landes sowie ca. 35 000 alphabetisch ge-

¹⁾ Günter Wiegelmann: Volkskundliche Forschung und Dokumentation in der Pfalz; in: Pfälzer Heimat 22 (1971) S. 140

²⁾ Helmut Dölker: Staatliche Denkmalpflege in Württemberg 1858–1958. Stuttgart und Tübingen 1960. S. 74

ordnete Karteikarten der einzelnen Flurnamen. Diese Struktur des Archivs ermöglicht eine zweifache Art der Benützung: einerseits ausgehend vom geschlossenen Namengut einer Markung, andererseits ausgehend vom einzelnen Flurnamen. Ergänzt wird das Archiv durch ca. 90 000 Zettel mit Flurnamen aus den Flurkarten 1 : 2500 (Sammlung Bazing). Nurmehr vereinzelte Zugänge haben die ca. 3500 Blätter mit Aufzeichnungen zu Volksglaube und Volksmedizin sowie das Württembergische Volksliedarchiv (ca. 10 000 Nummern) zu verzeichnen. Das Volksliedarchiv ist durch Karteien der Liedanfänge und der Sangesorte, durch eine Sachkartei, eine Ortskartei und eine Sammlerkartei erschlossen. Durch eigene Aufnahmen sowie durch Ankäufe werden das Bildarchiv (ca. 4000 Photos, 7000 Dias, 10 Schmalfilme) und das Lautarchiv (ca. 2000 Tonbänder, hauptsächlich zu Mundart und Volkssprache) weitergeführt.

Nicht mehr der Ergänzung, sondern nur noch der sachgerechten Aufbewahrung und Erschließung bedürfen die bereits in sich abgeschlossenen Bestände der Landesstelle. Dazu gehören auch zahlreiche und umfangreiche Nachlässe verstorbener Volkskundler, deren Inhalt in einer Lochkartei im Detail erfaßt ist. Wertvollster Besitz aber sind wohl die handschriftlichen Lehreraufsätze („Konferenzsaufsätze“) aus dem Jahre 1900 mit Darstellungen örtlicher volkstümlicher Überlieferungen aus ca. 550 Gemeinden Württembergs. Sie werden nach der sprachlichen Seite hin ergänzt durch fast ebenso viele Aufsätze zur Mundart aus dem Jahre 1860. Als eine noch längst nicht erschöpfte Quelle und als immer wieder aufs neue zu Rate zu ziehendes Belegmaterial sind die ca. 150 000 Zettel des „Atlas der deutschen Volkskunde“ anzusehen. Aus ca. 600 Gemeinden Württembergs geben sie Antworten auf 243 Fragen vom Kindesbrunnen bis zum Mann im Mond, vom Palmbuschen bis zum Adventskranz, vom Butterfaß bis zur Dachrinne. Im Zusammenhang mit diesen Erhebungen zum Volkskundeatlas war im Jahre 1929 die „Abteilung Volkstum“ im Landesamt für Denkmalpflege umbenannt worden in „Württembergische Landesstelle für Volkskunde“.

Zu diesem Zeitpunkt, so weiß Dölker zu berichten, waren die Stelle und ihre Arbeit bereits zum festen Bestandteil des Denkmalamts geworden, „und dies um so mehr, da von Peter Goessler wie in anderer Form auch von August Lämmle eine starke Werbekraft ausging. Die Württembergische Landesstelle für Volkskunde genoß Achtung und hatte Ansehen beim „Verband deutscher Vereine für Volkskunde“, der wissenschaftlichen Organisation der Volkskundeforscher auf deutschem Boden. Das Land Württemberg aber wurde von allen Sachverständigen dafür bewundert, daß es die Volkskunde in den Kreis der Aufgaben seiner Kultusverwaltung aufgenommen hatte.“³⁾

Was über die Bestände der Landesstelle gesagt wurde, zeigt, daß ihre primäre Aufgabe die Dokumentation ist, also die Erfassung und Aufbereitung von Material nach wissenschaftlich-systematischen Richtlinien. Nur auf dieser Grundlage ist es ihr möglich, darüber hinaus eine beratende Funktion auszuüben. Diese Bera-

tung ist aber nicht etwa Pflege im Sinne von unmittelbarer „Heimat- und Volkstumspflege“, wie sie von pflegerischen Organisationen – mehr und mehr zum Zwecke der Förderung des Fremdenverkehrs – betrieben wird. Vielmehr soll sie Einzelpersonen und Institutionen dienen, die sich ihrerseits um die Bewahrung und Pflege, um die Einordnung und Deutung von Objekten des volkstümlichen Lebens bemühen. Die Bearbeitung wissenschaftlicher Anfragen von Forschern gehört hier ebenso her wie die Beantwortung manchmal kurioser Fragen interessierter Laien, wie die Hilfe für Studenten und Lehrer bei der Abfassung wissenschaftlicher Arbeiten und wie die Versorgung von Heimatforschern mit Quellenstoff. Diese beratende Tätigkeit brachte die Landesstelle in engste Berührung mit dem Ludwig-Uhland-Institut der Universität Tübingen, mit den pädagogischen Hochschulen, mit Presse und Rundfunk, mit Stellen der Erwachsenenbildung, mit Museen und Vereinen. Bei der Zusammenarbeit mit anderen Behörden nimmt seit langem den breitesten Raum die Mitwirkung bei Entscheidungen über Wohnplatzbenennungen und über Fragen der Flurnamenschreibung in amtlichen Karten ein. Neuerdings ergab sich im Gefolge der Verwaltungsreform aus den zahlreichen Eingemeindungen und Vereinigungen bisher selbständiger Gemeinden ein beträchtlicher Arbeitsanfall. Bei den Neuschöpfungen von Gemeindefür Namen hat die Landesstelle nicht nur auf deren sprachlich korrekte Form zu achten, sondern sie muß die Namensvorschläge auch von den Gesichtspunkten der betroffenen Gemeindebewohner aus begutachten.

In der Form von Werkverträgen hat die Landesstelle drei Forschungsaufträge vergeben: Helmut Dölker erstellt das Manuskript für einen letzten Ergänzungsband zum „Schwäbischen Wörterbuch“, Elke Schwedt zeichnet ca. 180 Karten für einen „Schwäbischen Wortatlas“, und Rolf Renz übernahm das Sammeln von Brauchtumsliedern im württembergischen Oberschwaben sowie die Auswertung dieses Liedgutes bis zur Fertigstellung eines Manuskripts, das von der Landesstelle veröffentlicht werden soll.

Die Publikationen der Landesstelle dienen der Verbindung zur Öffentlichkeit. Bisher sind erschienen: das „Württembergische Jahrbuch für Volkskunde“ (6 Bände, 1955–1970), die Reihe „Schwäbische Volkskunde“ (14 Bände) und die „Veröffentlichungen des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege Stuttgart, Reihe C: Volkskunde“ (5 Bände). Diese Veröffentlichungen sollten Anregung und Basis zur Zusammenarbeit mit volkskundlich interessierten Kreisen des Landes sein, und sie sollten diesen ein Forum für Forschungsergebnisse vornehmlich regionaler Art bieten. Auch in Zukunft soll diese Absicht in Verbindung mit der Badischen Landesstelle verwirklicht werden, nachdem der Volkskunde unter den neuen Veröffentlichungsreihen des LDA ebenfalls ein Platz eingeräumt wurde.

ZUM AUTOR: Irmgard Hampp, Dr. phil. und Oberkonservatorin, leitet bei der Zentralstelle des LDA in Stuttgart das Referat Volkskunde (Württembergische Landesstelle für Volkskunde).

³⁾ Dölker a. a. O. S. 69

Peter Assion: Die Badische Landesstelle für Volkskunde in Freiburg i. Br.

Im Gegensatz zu ihrer renommierten Schwester in Stuttgart ist die Badische Landesstelle für Volkskunde in Freiburg i. Br. recht jung, zumindest als feste Institution. Erst 1960 beschloß der Landtag von Baden-Württemberg, eine bisher schon unter gleichem Namen existente, aber privat organisierte und mit nur knappen Zuschüssen bedachte Arbeitsstelle für Volkskunde in Baden zu einer staatlichen Einrichtung zu machen und mit entsprechendem Personal auszustatten. Der Beschluß verhalf jahrelangen Bemühungen von Prof. Dr. Johannes Künzig zum Erfolg. Immer wieder hatte sich Künzig dafür eingesetzt, im Bundesland Baden-Württemberg auch der westlichen Landeshälfte eine zentrale Archiv- und Forschungsstätte volkskundlicher Ausrichtung zu geben. Mit Recht konnte darauf hingewiesen werden, daß die volkskundliche Landesforschung auch in Baden lebendig sei, ja auch hier eine ehrwürdige Tradition habe: Tatbestände, ohne die der Beschluß von 1960 wohl kaum zustande gekommen wäre. Das endlich erreichte Ziel bezeichnete einen Neubeginn, zugleich aber auch das Ende einer langen Vorgeschichte, und will man den historischen Standort der Badischen Landesstelle für Volkskunde bestimmen und zugleich die Frage beantworten, warum es eine derartige staatliche Einrichtung erst seit der genannten Zeit gibt, so muß man sich schon zu einem kleinen Exkurs in die Geschichte der badischen Volkskunde aufmachen.

Von gelegentlichen Privatinitiativen abgesehen, die seit Anfang des 19. Jahrhunderts die volkskundliche Forschung belebten, war die Volkskunde in Baden stets abhängig von Impulsen, die von den Universitäten ausgingen und dann weiterwirkten draußen im Land. Die Hochschulen Freiburg i. Br. und Heidelberg bildeten die beiden Zentren, die abwechselnd – und zeitweise auch gemeinsam und in Konkurrenz zueinander – diese Funktion übernahmen. 1896 ging von den Freiburger Universitätsangehörigen Elard Hugo Meyer, Friedrich Kluge und Friedrich Pfaff per Fragebogen die große „Sammlung der volkstümlichen Überlieferungen in Baden“ aus, die reiche Ernte an Sagen, Liedern, Brauchschilderungen usw. brachte und u. a. Meyers „Badisches Volksleben“ (Straßburg 1900), eine der ersten Regionalmonographien zeitigte. 1924 begründete Johannes Künzig¹⁾ – ebenfalls in Freiburg – ein „Badisches Volksliedarchiv“ als badische Sammel- und Lieferungsstätte zum zentralen „Deutschen Volksliedarchiv“ John Meiers am gleichen Ort. Ein „Badisches Archiv der Volkssage“ gliederte Künzig 1931 an. Auf diesen Fundamenten hätte sich ein größeres Forschungsinstitut bzw. eine Landesstelle aufbauen lassen, aber bald kam nun Heidelberg zum Zuge. Dort hatte

Eugen Fehrle²⁾ seinen Lehrauftrag für Volkskunde (seit 1926) zum Ordinariat (1934) und zur Heidelberger „Lehrstätte für Volkskunde“ auszubauen verstanden, die sich zum zentralen badischen Volkskunde-Institut deklarierte, gleichzeitigen volkskundlichen Bestrebungen aber nicht nur dadurch, sondern durch die Identifizierung von Volkskunde und Nazi-Ideologie auf die Dauer schwerstens geschadet hat. Auch zwei Projekte, die noch vor der Nazi-Zeit am Deutschen Seminar der Heidelberger Universität in Angriff genommen worden waren, blieben bei Fehrle beheimatet: die Sammlung der „Badischen Flurnamen“ (monographisch publiziert 1931 ff.) und das 1930 im ganzen Reich in Gang gesetzte Fragebogen-Unternehmen des „Atlas der deutschen Volkskunde“, dem das badische Material über eine „Landesstelle Baden“ zugeführt wurde.

Ein Freiburger Volkskunde-Institut trat als Einrichtung der Universität 1941 ins Leben und wurde ab 1942 von Johannes Künzig, der zuvor an der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe gelehrt hatte, geleitet. Mit der Vervollständigung des „Badischen Volksliedarchivs“, mit dem Aufbau eines „Oberdeutschen Erzählarchivs“ und weiteren Unternehmungen – von den Forschungsarbeiten sind vor allem die Auswandererstudien zu nennen – nahm das Freiburger Institut Aufgaben wahr, die einer „Landesstelle für Volkskunde“ zugekommen wären. So mochte es mit deren Gründung auch aus Freiburger Sicht vorerst Weile haben. Der Luftangriff auf Freiburg am 27. November 1944 setzte dem mit viel Elan begonnenen Werk jedoch dann ein jähes Ende. Nur das Liedarchiv, das ausgelagert war, entging der Zerstörung.

Nach Kriegsende zögerte Künzig nicht lange, den Neubeginn zu wagen. Obwohl bald die Probleme der Vertriebenen-Volkskunde vordringlich wurden, richtete er 1948 auf eigene Initiative eine „Landesstelle für Volkskunde“ ein, die schon 1950 mit einer ersten Publikation („Die alemannisch-schwäbische Fasnet“) hervortrat. Aus Heidelberg, wo Fehrles „Lehrstätte“ für immer geschlossen worden war, sicherte Künzig 1950 das „Badische Flurnamenarchiv“ und das badische Belegmaterial des „Atlas“. Zusammen mit seiner langjährigen Mitarbeiterin Waltraud Werner, die nach der Eta-

¹⁾ Vgl. Waltraud Werner: Ein Leben für die Heimat. Prof. Dr. Johannes Künzig zum 60. Geburtstag, in: Der Lichtgang 7, 1957, Heft 6, S. 54 f. Vgl. auch dies.: Bibliographie der volkskundlichen Veröffentlichungen von Johannes Künzig 1922–1967, Freiburg 1967, S. 34 ff. (Nachwort)

²⁾ Vgl. Richard Hünnerkopf: Eugen Fehrle (1880–1957), in: Zeitschrift für Volkskunde 54, 1958, S. 142 f.

tisierung dann auch vier Jahre lang hauptamtlich in der Landesstelle tätig war, arbeitete er in der Folgezeit am systematischen Aufbau einer Bibliothek, eines Ton-, Dia- und Filmarchivs. Diese Arbeit wurde gleichzeitig mit den Aufgaben bewältigt, die die 1951 gegründete „Zentralstelle für Volkskunde der Heimatvertriebenen“ (das heutige „Institut für ostdeutsche Volkskunde“) stellte; beide Einrichtungen waren fortan unter einem Dach und unter gleicher Leitung. Für die Landesstelle kamen Zuschüsse von der Badischen Staatskanzlei in Freiburg, nach Gründung des Südweststaates von den beiden badischen Regierungspräsidien und vom Kultusministerium. Ein fester Interessentenkreis nahm an der Arbeit der Landesstelle Anteil, traf sich in Freiburg zu Kursen und ab 1957 zu Arbeitstagen und ließ sich am 18. Juni 1959 als „Verein der Freunde und Förderer der badischen Volkskunde“ ins Vereinsregister eintragen. Bis zur Verstaatlichung wurde die Landesstelle dann als Einrichtung dieses Vereins geführt, dessen Aktivität auch zur Gründung eines „Flurnamenausschusses der Landesstelle Nordbaden“ (mit Sitz in Karlsruhe) geführt hatte. Johannes Künzig leitete die Landesstelle bis 1969. In diesem Jahr wurde dann das aus seinem Geist geschaffene, von ihm so lange betreute Institut auf eigene Beine gestellt. Es erhielt neue Räume (Freiburg, Schwaighofstraße 13) und zu Jahresende auch eine neue Leitung.

Der in Jahren zusammengewachsene, aus den erwähnten Quellen gespeiste Archivbestand umfaßt heute vor allem eine Spezialbibliothek der volks- und landeskundlichen Literatur Badens sowie der Nachbarlandschaften Württembergs, der Schweiz, des Elsaß, der Pfalz (ca. 6000 Bände). Selten gewordene Drucke, dazu auch maschinenschriftliche Manuskripte machen ihren besonderen, auch von Universitätsangehörigen immer wieder geschätzten Wert aus. Hinzu kommen ein großes Dia-Archiv (Bräuche, Trachten, Hausbau), eine Sammlung von 19 Schmalfilmen (Bräuche, Arbeitsleben) und ein Tonbandarchiv mit derzeit rund 200 Mundartaufnahmen aus süd- und nordbadischen Orten. Diese Archive und die Bibliothek werden laufend ergänzt. Unter den älteren Archivbeständen machen die Fragebogen zur Badischen Volkskunde von 1896 den wertvollsten Besitz aus. Die Landesstelle verwahrt den Löwenanteil des heute verstreuten Materials: handschriftliche Aufzeichnungen aus 396 badischen Orten, die von Künzig nach dem Krieg beim Landesverein „Badische Heimat“ sichergestellt werden konnten. (67 Fragebogen finden sich daneben in der Arbeitsstelle des „Badischen Wörterbuches“ in Freiburg, und weitere Teile der Sammlung werden von der Freiburger Universitätsbibliothek verwahrt. Es ist geplant, die Sammlung wieder zusammenzuführen, zumindest das in der Landesstelle Fehlende mittels Fotokopien zu ergänzen). Gibt dieses Fragebogenmaterial, das erst zum Teil ausgewertet ist, Auskunft über bestimmte Erscheinungen der Volkskultur um 1900, so bieten die aus 600 badischen Orten gesammelten Antwortkärtchen des „Atlas“ für ca. 1930 einen Überblick über die gleichen Sachbereiche und aufschlußreiches Vergleichsmaterial.

Diese Bestände werden von Besuchern am Ort benützt oder zur Beantwortung von Anfragen herangezogen. Der Interessentenkreis ist der gleiche, den Irmgard Hampp für die Württembergische Landesstelle nam-

haft macht. Beide Landesstellen haben den gleichen, nur arbeitsteilig auf je verschiedene Landesteile konzentrierten Aufgabenbereich. Die Archivierung von volkskundlich relevantem Dokumentationsmaterial, die Verfolgung einzelner Forschungsvorhaben und die Veröffentlichung gewonnener Ergebnisse in Wort und Schrift sind die drei Schwerpunkte der Landesstellenarbeit. Es ist ihnen Rechnung zu tragen, so gut dies einer einzigen wissenschaftlichen Kraft für ein kulturell so reich differenziertes Gebiet wie Baden möglich ist. Ohnehin kann es nicht um „blindes Sammeln“ gehen, sondern um die „repräsentativen Ausschnitte“ aus dem kulturellen Verhalten der unteren Sozialschichten, von denen Günter Wiegelmann gerade handelt hat³⁾. Diese Ausschnitte wird man heute anders wählen als dies früher (mit mehr Grund) geschehen ist. Tracht in Funktion, Sagen, alte Lieder sind heute allenfalls noch für Minderheiten (vor allem altersmäßige) kennzeichnend. Die Gegenwartsvolkskunde hat zu prüfen und zu dokumentieren, was heute die kulturelle Wirklichkeit des „kleinen Mannes“ ausmacht: des „kleinen Mannes“, der nicht nur auf dem Dorf, sondern auch in der Stadt zu suchen ist. „Was denn die Leute so tun, die nicht Goethe lesen, nicht vor Tizian der Augenlust frönen, denen die Transsubstantiationslehre egal ist, solange der Heilige Franz hilft“ – Utz Jeggle und Gottfried Korff⁴⁾ haben damit polemisch, aber zutreffend das weite Feld umschrieben, das von der Volkskunde zu beackern ist, und trotz der von beiden geäußerten Zweifel muß es die Gesellschaft im Ernst interessieren, was dabei herauskommt. Als gesellschaftliche Einrichtungen sind auch die Landesstellen der Gesellschaft insgesamt verantwortlich und nicht nur für ein paar Liebhaber kurioser Altertümer da. Das verpflichtet zur angesprochenen Weiterarbeit, zur Entwicklung neuer Sammel- und Forschungsmethoden vor allem, die weniger an den traditionellen Objekten der Volkskunde, als vielmehr an Problemen orientiert sind. In Zusammenarbeit mit den Volkskundlern an den Universitäten und mit denen draußen im Land muß es von den spezifischen Aufgaben und Möglichkeiten der Landesstellen her möglich werden, den Wandel von der unreflektiert-objektbezogenen Volkskunde traditioneller Art zur Kulturforschung, die sich stärker der Problematik mehrschichtigen Kulturlebens bewußt ist, auch im regionalen Bereich fruchtbar werden zu lassen. Nicht nur deshalb, weil sie „nicht das Leben von Fürsten und Grafen, sondern das kulturelle Verhalten der Mittel- und Unterschichten dokumentiert“, ist die Landesstelle dann die „demokratische Institution“, von der Günter Wiegelmann, Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, anerkennend gesprochen hat⁵⁾.

³⁾ Günter Wiegelmann, *Volkskundliche Forschung und Dokumentation in der Pfalz*; in: *Pfälzer Heimat* 22, 1971, S. 139 ff.

⁴⁾ In: *Tübinger Korrespondenzblatt* Nr. 6, Juni 1972, S. 2

⁵⁾ Wiegelmann, a. a. O., S. 141

ZUM AUTOR: *Peter Assion, Dr. phil. und Konservator, leitet bei der Außenstelle Freiburg des LDA das Referat Volkskunde (Badische Landesstelle für Volkskunde).*

Martin Hesselbacher: Schiltach im Schwarzwald - Schutz einer alten Fachwerkstadt

Der Gemeinderat der Stadt Schiltach hat in seiner öffentlichen Sitzung vom 12. Dezember 1971 nach eingehender Aussprache mit dem Beauftragten unseres Amtes, Dipl.-Ing. Meckes, auf Vorschlag von Bürgermeister Rottenburger einstimmig folgenden Beschluß gefaßt und zu Protokoll gegeben:

„Der Altstadtbereich von Schiltach soll, wie im Plan vom Staatlichen Amt für Denkmalpflege abgegrenzt, als Gesamtanlage in das Amtliche Denkmalsbuch II (Schutz von Straßen-, Platz- und Ortsbildern) eingetragen werden.“

Mit dieser EntschlieÙung dokumentierte das Schiltacher Gemeinderat seinen Willen, sich die stilistische Reinerhaltung und Pflege seines baukünstlerisch wie stadtgeschichtlich gleich wertvollen Altstadtbildes zur Aufgabe zu machen. Die Eintragung ist inzwischen erfolgt. Sie entspricht den Absichten, die auch dem neuen, seit Beginn dieses Jahres rechtskräftig gewordenen baden-württembergischen Denkmalschutzgesetz zugrunde liegen: „Es soll verhindert werden, daß un-

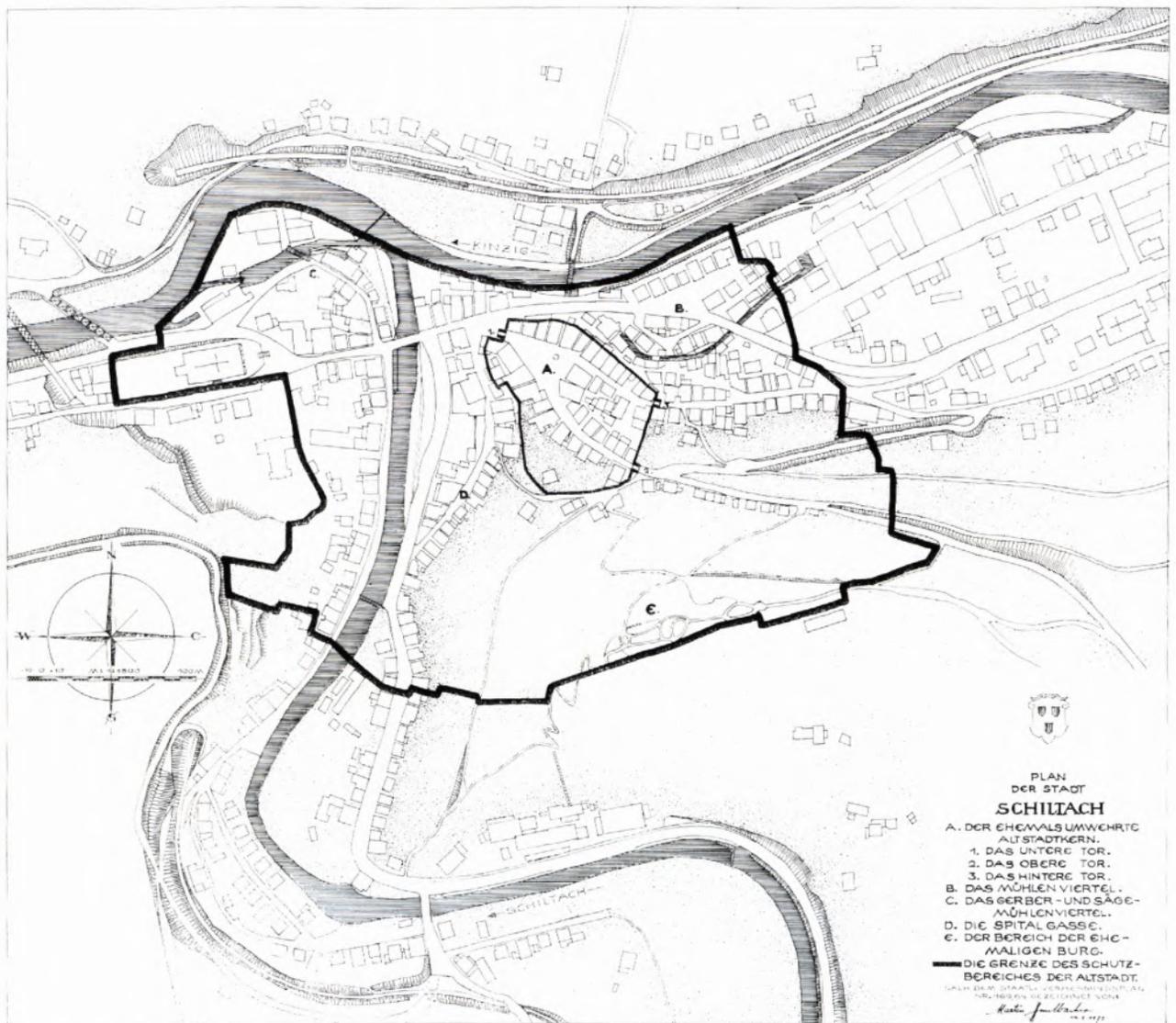
serer Städte und Dörfer das sie prägende, in Jahrhunderten gewachsene Gesicht verlieren“ (Dieter Herter im ersten Heft dieses Blattes, S. 16).

Worin liegt nun die besondere Bedeutung dieser Altstadt? Schiltach hat heute weder beherrschende Türme, noch wertvolle alte Kirchenbauten (wie etwa Gengenbach im vorderen Kinzigtal, welches schon vor zwei Jahrzehnten als Ensemble in das Denkmalsbuch eingetragen wurde). Gleichwohl strahlt die Stadt einen Zauber aus, der jeden Besucher in seinen Bann schlägt! Und warum? Zwei Komponenten sind es, die sich hier harmonisch zu einer Einheit zusammenfinden und uns diese Frage beantworten lassen: Zum einen die topografische Situation mitten in den dunklen Schwarzwaldbergen, und zum anderen die Einheitlichkeit in der Bebauung. Daß in diesem holzreichen Gebiet alle Häuser aus Fachwerk erbaut worden sind, darf als verständlich angesehen werden.

Zu FüÙen der im 30jährigen Krieg total zerstörten und längst wieder vom Wald überzogenen, gleichnamigen



BURG UND STADT SCHILTACH. Der Kupferstich des Matthaeus Merian zeigt den Ort kurz vor der Zerstörung der Burg im Jahre 1643 von Süden her.



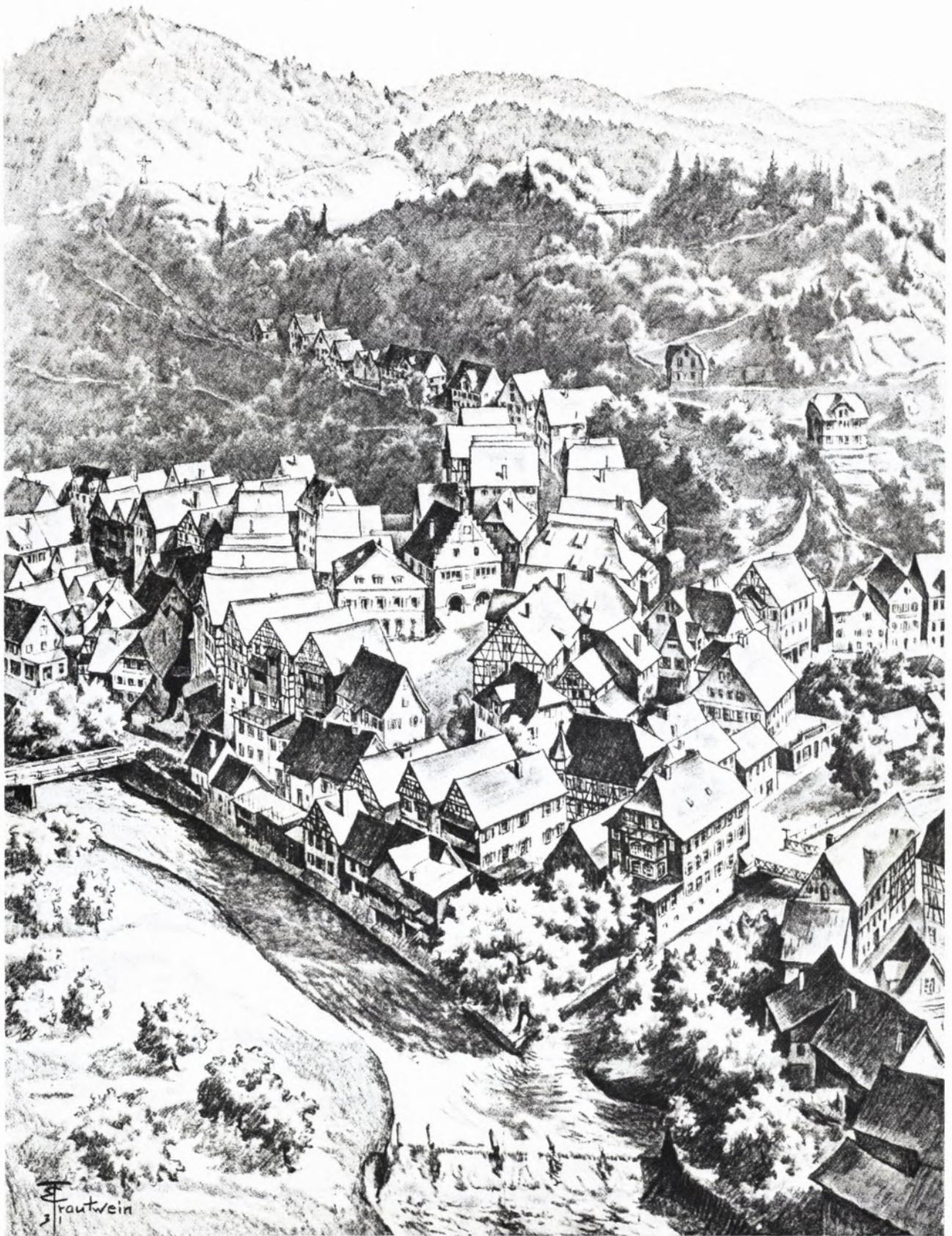
GESAMTPLAN VON SCHILTACH MIT DEM GESCHÜTZTEN BEREICH. Die Schutzzone greift weit über den alten, im Plan als Zone A ausgewiesenen Stadtkern hinaus. Damit soll verhindert werden, daß der schätzenswerte Charakter des Stadtbildes, dem sich die späteren Zubauten am Rand bislang angepaßt haben (vgl. nebenstehendes Bild), verdrängt wird durch eine heute vielerorts leider übliche unkontrollierte und rücksichtslose Bebauung womöglich mit hohen Flachdachgebäuden.

Feste liegt das alte Schiltach (Abb. S. 23). Der Stadtgrundriß (Abb. oben) wird bestimmt von der „Talgebällage“. Schmiegt er sich doch wie ein gleichseitiges Dreieck in den engen Bereich, der von der Kinzig und deren Nebenfluß, der Schiltach, sowie vom Steilhang des Burgberges gebildet wird. Da somit das Areal, auf dem die Altstadt liegt, nicht eben ist, sondern von der Flußmündung nach dem Burgberg steil ansteigt, stapeln sich die Fachwerkhäuser den Hang hinauf, so daß sowohl am Marktplatz, als auch in den einzelnen Straßen und schließlich besonders von den jenseitigen Talhängen aus gesehen ein ungemein malerisches Stadtbild zu erleben ist (Abb. S. 25 und S. 26).

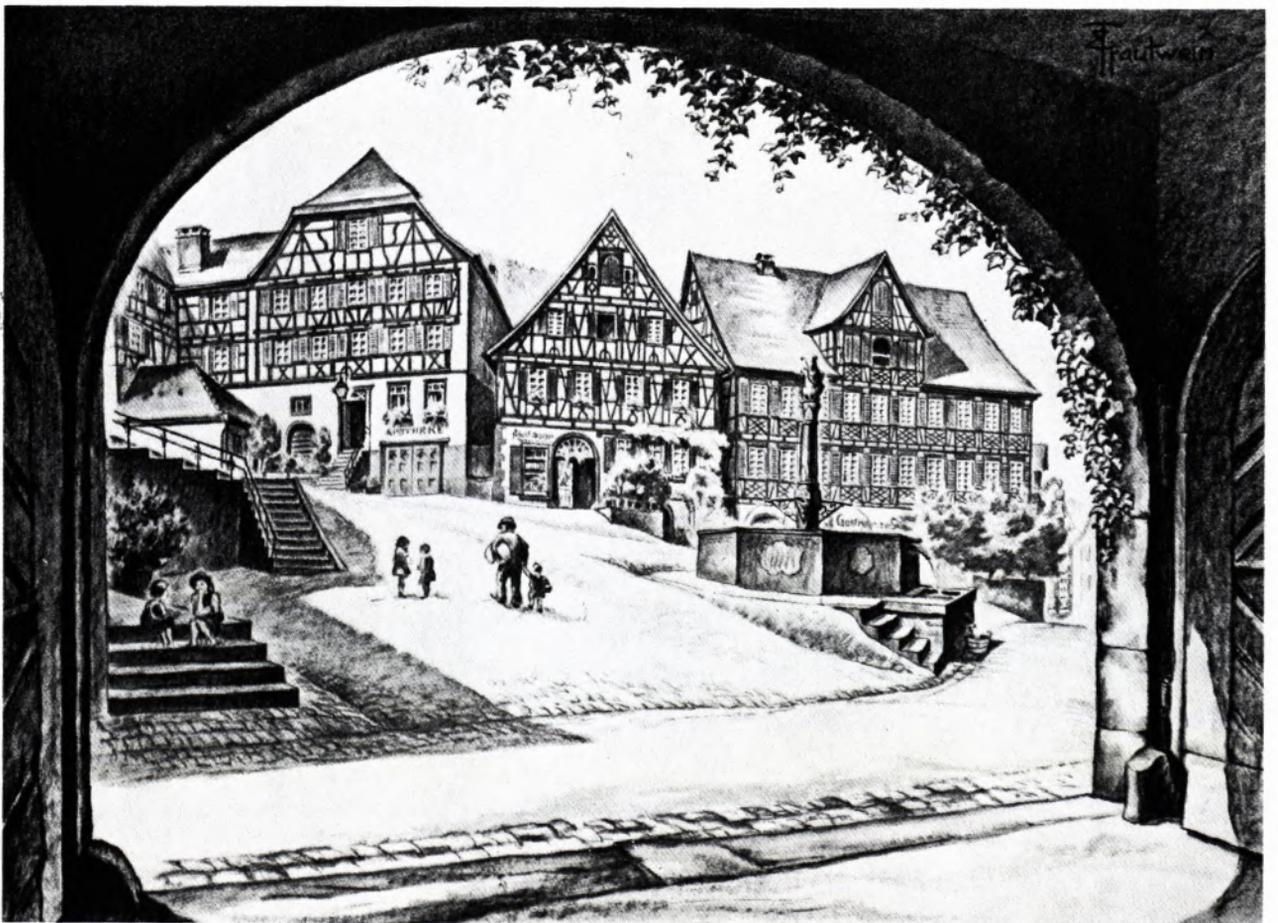
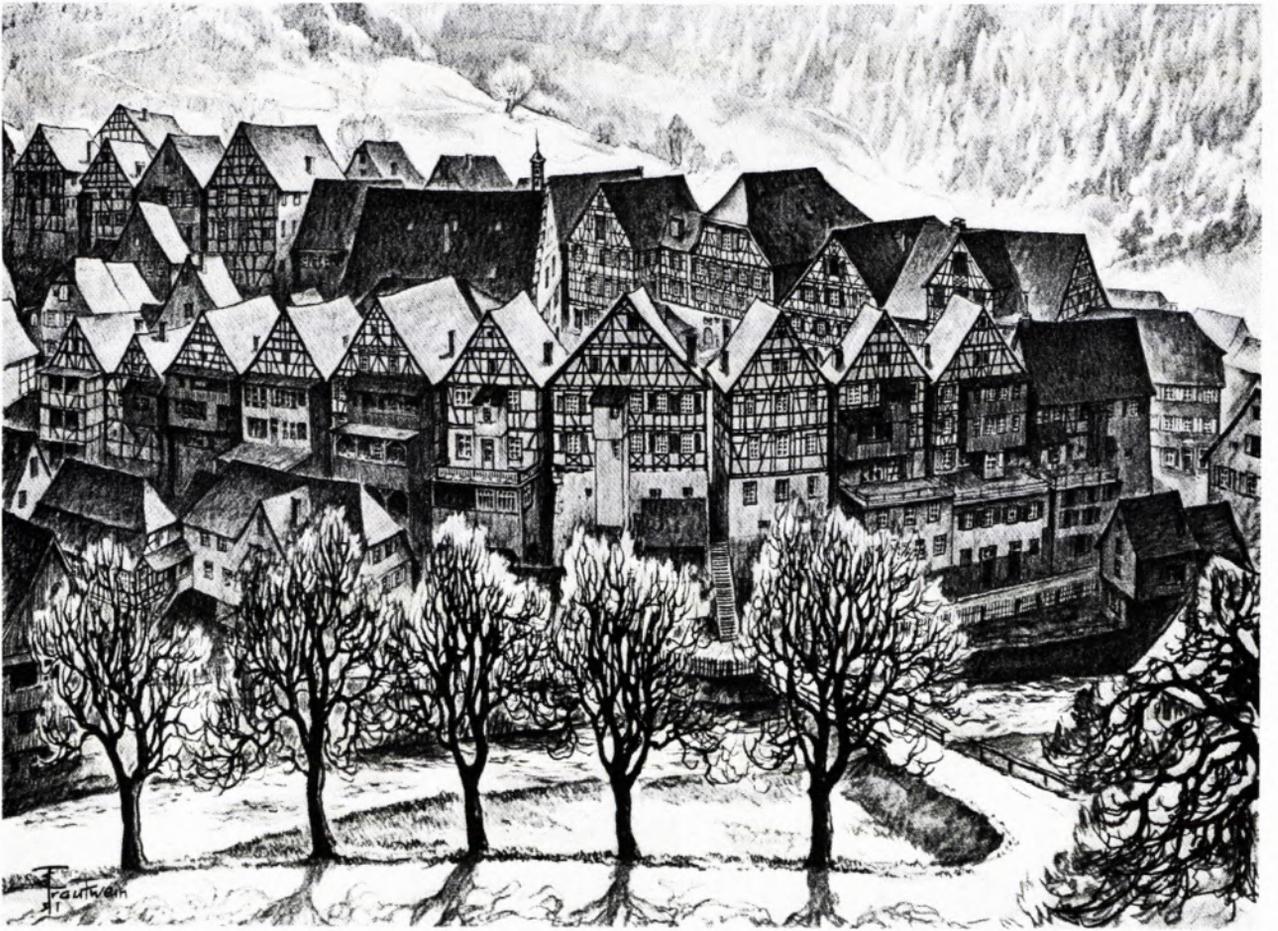
Der Lageplan zeigt uns, daß die Häuser an der Nordseite von Marktplatz und Schenkzeller Straße alle mit ihren rückwärtigen Giebelfronten auf der ehemaligen Stadtmauer aufsitzen (Abb. S. 27). Das gleiche gilt für einige Häuser am Westrand der Altstadt. Die au-

ßerordentlich günstige Situation mit den starken Höhenunterschieden im Gelände verlangte zwar hohes Substruktionsmauerwerk; dafür war ein Wehrgang nicht von Nöten. Die ebenso stimmungsvollen wie detailgetreuen Zeichnungen von Eduard Trautwein (Abb. S. 25 und S. 26) veranschaulichen uns das reizvolle Bild von der Nordseite des Altstadtkerns besser, als jede Fotografie es tun könnte. (Die drei Stadttore sind leider schon vor langer Zeit abgebrochen worden.)

Nur wenige Worte zur Geschichte der Stadt. Sie reicht bis in die Anfänge unserer Zeitrechnung zurück, als die Römer mit ihrer von Straßburg herangeführten Heerstraße an dieser Stelle das Kinzigtal verließen und über den Ausläufer der hier einmündenden schwäbischen Hochebene bis hinüber nach Rottweil zogen. Hier zu Füßen des bewaldeten Steilanstieges, bei dem rund 400 Meter Höhenunterschied zu überwinden waren, mußten sie eine Um- bzw. Vorspannstation ein-



BLICK VON NORDWESTEN AUF DEN ALTEN STADTKERN VON SCHILTACH. Die Zeichnung von Eduard Trautwein, die sich einer bemerkenswerten Detailtreue befleißigt und den Zustand der Stadt in den dreißiger Jahren zeigt, macht deutlich, wie sich der ehemals umwehrte Stadtkern an den von Kinzig und Schiltach umschriebenen Hangzwickel anpaßt. In leichtem Schwung umfassen die Häuserzeilen der Randbebauung zangenartig den Marktplatz (vgl. Bild S. 26 unten) mit dem durch einen Treppengiebel ausgezeichneten, in seinen Ursprüngen gotischen Rathaus.



(links oben) BLICK ÜBER DIE KINZIG AUF DIE NORDWÄRTIGE RANDBEBAUUNG DES ALTEN STADTKERNS. Zeichnung von E. Trautwein.

(links unten) DURCHBLICK AUF DIE FACHWERKFASSADEN AM SÜDRAND DES MARKTPLATZES. Zeichnung von E. Trautwein.



(rechts) DETAIL VON DER NORDSEITE DES ALTSTADTKERNS. Über den Resten der Stadtmauer sitzen die dicht gereihten Fachwerkhäuser mit ihren rückwärtigen Giebelfronten auf. Zeichnung von Otto Linde, um 1908.

richten. Diese hatte eine erste Ansiedlung im Gefolge für alle mit dem Transport- und Sicherungswesen, schließlich auch mit dem Beherbergungsgewerbe zusammenhängende Berufe.

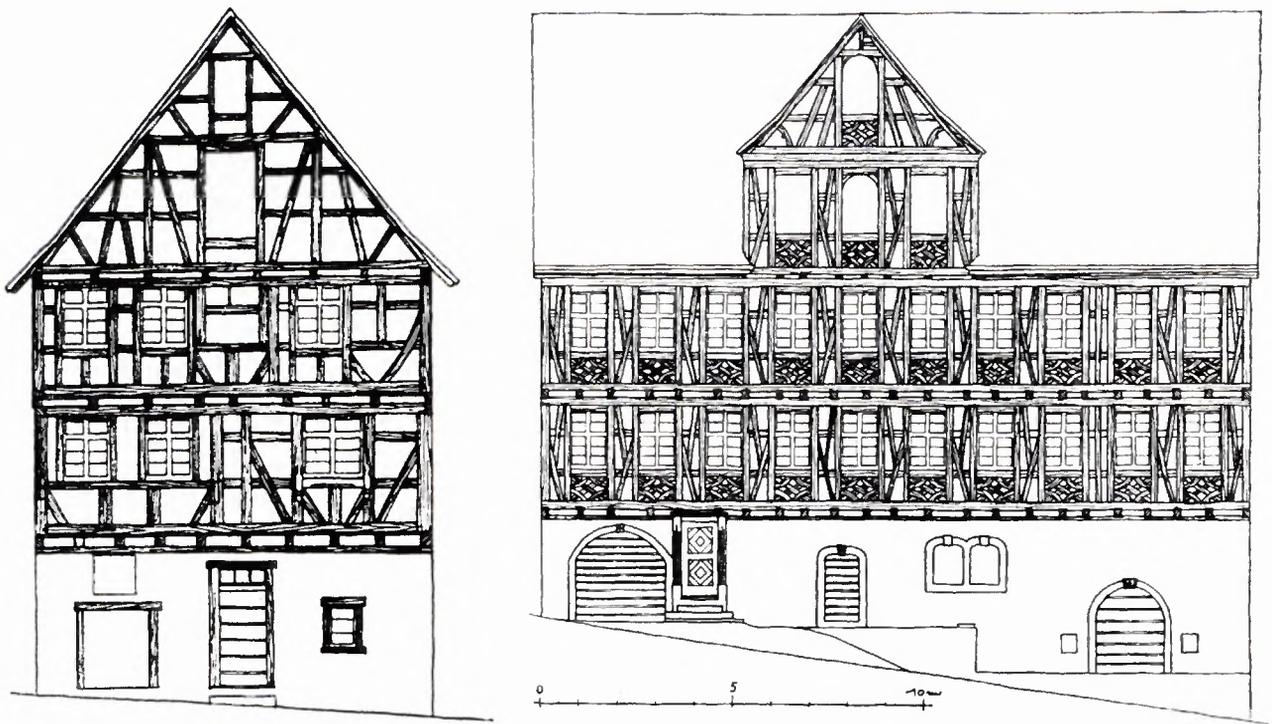
Nach dem Abzug der Römer verliert sich die Geschichte dieser Ansiedlung wieder im Dunkeln. Es ist aber heute noch bekannt, daß die Schloßstraße von Schiltach mit dem beginnenden Steilanstieg der Römerstraße identisch ist!

Auf das wechselvolle Schicksal der 1810 zum Großherzogtum Baden gekommenen Stadt kann hier nicht im Einzelnen eingegangen werden. Es sei nur der Hinweis gestattet, daß Hermann Fautz in seiner Abhandlung „Schiltach wird Besitz der Herzöge von Urslingen“ (Die Ortenau 1971, S. 116 ff.) aufgrund seiner umfangreichen Studien sich zur Annahme veranlaßt sieht, bereits vor 600 Jahren hätten die Herzöge von Teck Schiltach das Stadtrecht verliehen, um damit den Ort ihrer zeitweiligen Hofhaltung auszuzeichnen. Die über vierhundertjährige Zugehörigkeit Schiltachs zum Hause Württemberg hat das Gesicht der Altstadt geprägt, so wie es sich uns heute noch fast unverfälscht zeigt. Man muß bei der heutigen Betrachtung gütig darüber hinwegsehen, daß durch die Veränderung in der Lebensstruktur der Stadt die Erdgeschoßzonen sich zwangsläufig geändert haben (Ladeneinbauten). Schiltach war eine ausgesprochene „Ackerbürgerstadt“. Ihre Bewohner waren hauptsächlich Flößer und Gerber mit eigener kleiner Landwirtschaft. Dem soziologischen Gefüge, das nur geringe Standesunterschiede kannte, entsprach die Einheitlichkeit der Architektur:

Die Häuser wurden durchweg mit dem First senkrecht, also giebelseitig zur Straße gestellt und voneinander nur durch schmale, sogenannte „Ehgräben“ getrennt. Grundriß und Aufbau wurden der Kinzigtäler Hofbauweise entlehnt, die in der „Hangstellung“ ihr Charakteristikum hat, wodurch direkte Zugangsmöglichkeiten von außen her in verschiedene Stockwerke geschaffen waren.

Trotz fünf schweren Brandkatastrophen, welche die Stadt in einem Zeitraum von dreieinhalb Jahrhunderten heimgesucht haben, ist die Geschlossenheit einer Fachwerkstadtarchitektur erhalten geblieben. Dies ist nicht zuletzt das Verdienst der damaligen herzoglich-württembergischen Baubehörden, welche, nach dem Großbrand von 1590, der die Stadt bis auf ganz wenige Häuser in Schutt und Asche fallen ließ, den Richtlinien von Heinrich Schickhardt und Georg Behr folgend, den Wiederaufbau nach einheitlichem Schema mit Energie betrieben haben.

Obwohl man also auf den ersten Blick fast von einer genormten Bürgerhausarchitektur sprechen möchte, hat Arnold Tschira in seiner ausführlichen Analyse „Das Fachwerkhaus — Schiltach“ (Bad. Heimat, Jahresband 1935, S. 336–359) mit Recht dargelegt, daß wir hier die stilgeschichtliche Entwicklung der Fachwerkkonstruktionen vom späten Mittelalter bis zum Ende der Barockzeit auf engem Raum vor uns haben. An den beiden altersmäßig und stilistisch am weitesten auseinanderliegenden Beispielen möchten wir dies erläutern.



FACHWERKHÄUSER IN SCHILTACH. Das Haus Spitalgasse 13 (links) ist eines der ältesten der Stadt. Nach 1590 entstanden, zeigt es noch die gotische Art der Abzimmerung im System des „kistenweisen Abbunds“. Bei ihm ist die Konstruktion des Holzwerks rein funktionell bedingt, beim Fachwerk des Gasthauses „Zur Sonne“ (rechts; nach 1791) herrscht jedoch die Schmuckfunktion vor.

Das Haus Spitalgasse 13 (Abb. oben), nach dem Großbrand von 1590 erbaut, zeigt noch die gotische Abzimmerung im sogenannten „kistenweisen Abbund“. Die Fachwerkwände stehen jeweils auf dem Dielenboden über den Balkenanlagen der Geschosdecken. Außerdem ist die Konstruktion mit Eck- und Bundpfosten sowie Verstrebungen rein zweckbedingt, so daß am Äußeren des Gebäudes die innere Raumaufteilung ablesbar ist.

Das Gasthaus „zur Sonne“ am Marktplatz (Abb. oben) zeigt uns hingegen ein völlig andersartiges Konstruktionsprinzip in der Abzimmerung. Nach dem Brand von 1791, dem der ganze Marktplatz zum Opfer fiel, wurden für den Wiederaufbau der „Sonne“ zwei Gebäudegrundstücke zusammengefaßt. Die dadurch entstandene lange Hausfront bedingte die traufseitige Stellung des Gebäudes zur Straße. Die mächtige Platzfassade wurde nun in völlig gleichmäßigen Achsen aufgeteilt und in reichem Fachwerk gestaltet. Dieses überzieht die ganze Wand wie ein Flechtwerk. Zwischen den vielen Fenstern wurden die Wandstücke so schmal, daß die Streben ganz steil gestellt werden mußten. Infolgedessen hatten sie keine Aussteifungsfunktion mehr, die jetzt vom Fachwerk in den Fensterbrüstungen übernommen werden mußte, das aus einer Kombination von Raute und Andreaskreuz besteht. Fazit: Das barocke Fachwerk hat in erster Linie schmückende Funktion. Die Aufgabe, Konstruktionselement zu sein, ist sekundär geworden.

Bald darauf kam die Abwendung vom Fachwerk. Die edle, zu den ältesten Handwerksarten gehörende Zimmermannskunst kam aus der Mode. Man wollte verputzte Fassaden haben, die den massiven Steinbau vortäuschten als sichtbares Zeichen des Wohlstandes. So auch in Schiltach. Vor zwei Generationen etwa ging

man, Gott sei's gedankt, den umgekehrten Weg und ließ das Fachwerk wieder ehrenvoll zutage treten.

Und nun zu den Problemen des Ortsbildschutzes. Schon bald nach Erlass des südbadischen Denkmalschutzgesetzes (12. 7. 1949) wurde die Staatliche Denkmalpflege in Schiltach tätig. Sie durfte sich dabei viele Jahre lang der sorgenden Hand des ehrenamtlichen Kreisdenkmalpflegers Oberbaurat a. D. Franz Schmider, Haslach, versichern, dem für seine Mühe an dieser Stelle besonderer Dank abgestattet sei. Im Sinne praktischer und zugleich schöpferischer Tätigkeit hat die Denkmalpflege in dieser alten Stadt ein breitgefächertes Programm: Beratung bei allgemeinen Instandsetzungsfragen vom Kellersockel bis zur Dachdeckung, stilistisch und handwerklich richtige Behandlung der Fachwerkfassaden (Holzkonservierung, Putzstruktur, farbliche Einstimmung), Überwachung der Ausführung, Prüfung und Verbesserungsvorschläge für Neu- und Umbaugesuche, und schließlich, wo es nötig und angemessen war, Gewährung von Zuschüssen. In diesem Sinne wurden in den letzten zwei Jahrzehnten insgesamt 36 Denkmalobjekte im Altstadtgebiet von Schiltach betreut. Wir möchten die Bedeutung dieser Tätigkeit durch die Abbildungen des „Blumenhauses Fritz Götz“ am Marktplatz vor und nach der Wiederherrichtung verständlich machen, wobei die Herauspräparierung des bislang unter Verputz gelegenen Fachwerks eine dankbare Aufgabe war (Abb. S. 29).

Der Eintragung der Altstadt in das Denkmalsbuch liegen mehrere Motive zugrunde. Zunächst soll auf dem bisher eingeschlagenen Weg der sorgfältigen Behandlung der Einzelobjekte weitergeschritten werden. Doch verpflichtet die Eintragung nunmehr Bürgerschaft und Staatliche Denkmalpflege gleichgewichtig zu gemeinsamem Streben nach dem Ziel, ein Optimum an Sub-



BLUMENHAUS GÖTZ AM SCHILTACHER MARKTPLATZ. Links der Zustand 1956 vor, rechts 1966 nach der Freilegung des Fachwerks. Die gleichzeitig mit der Wiederherstellung der Fachwerkfassade vorgenommene Verbesserung der Öffnungen im Erdgeschoß trägt spürbar zur Steigerung des optischen Gewinns bei.

stanzerhaltung im historischen Stadtbereich zu gewinnen bei gleichzeitiger Rücksichtnahme auf die Lebensstruktur des Gemeinwesens. Mit anderen Worten: Es sollen hier eine lebensvolle Denkmalpflege getrieben und die Eintragung nicht als eine Mumifizierung des Stadtbildes aufgefaßt werden. Was uns aber neben der Erhaltung dieser einmalig schönen Stadt besonders wichtig erscheint, ist die Wahrung des überkommenen Maßstabes. Dies Anliegen ist auch der Grund dafür, daß die Umgrenzung der Schutzzone so großzügig angelegt worden ist. Wenn wir eingangs erwähnt haben, daß die Altstadt von den jenseits der Flüsse Kinzig und Schiltach ansteigenden Talhängen aus besonders eindrucksvoll in Erscheinung tritt, so verpflichtet gerade dieser Umstand bei allen notwendigen Baumaßnahmen – seien es Neu-, Um- oder Erweiterungsbauten – zu bescheidener Zurückhaltung! Dies verbietet keineswegs eine Gestaltung in der Sprache und mit den Mitteln der heutigen Zeit. Doch hat das Altstadtbild die Priorität bei allen baulichen Überlegungen, Grund genug, die Grünzone am Steilhang vor der ehemaligen Burg und diese selbst in den Schutzbereich mit einzubeziehen.

Es wird nun die nächste Aufgabe der Staatlichen Denkmalpflege sein, in engster Zusammenarbeit mit Bürgermeister und Gemeinderat für Schiltach eine eigene Bauordnung aufzustellen, in welcher die hier nur skizzenhaft dargelegten Richtlinien verankert werden sollen. Bei dem bisher bewiesenen großen Verständnis der Schiltacher Bürgerschaft darf erwartet werden, daß mit dieser Bauordnung gleiche, über lange Zeit hinweg sich auswirkende Erfolge in Bezug auf Erhaltung und Pflege des Stadtbildes erzielt werden, wie dies schon bei einer ganzen Reihe wertvoller alter Stadtgebiete im Regierungsbezirk Südbaden der Fall ist.

FACHWERKHAUS GERBERSTRASSE 14. Es steht als Beispiel für eine ganze Reihe von Fachwerkgebäuden, die während der letzten Jahre im Zusammenwirken mit der Denkmalpflege in Schiltach wieder hergerichtet wurden.



ZUM AUTOR: Martin Hesselbacher, Dipl.-Ing. und Hauptkonservator, ist als Leiter der Außenstelle Freiburg des LDA in Südbaden vor allem für die Bau- und Kunstdenkmalpflege tätig.



ANSICHT VON ISNY AUS SÜDWESTEN. Foto um 1959.

ISNY VON NORDWESTEN. Aquarellierte Stadtansicht von 1609.



Hubert Krins: 800 Jahre Stadt Isny

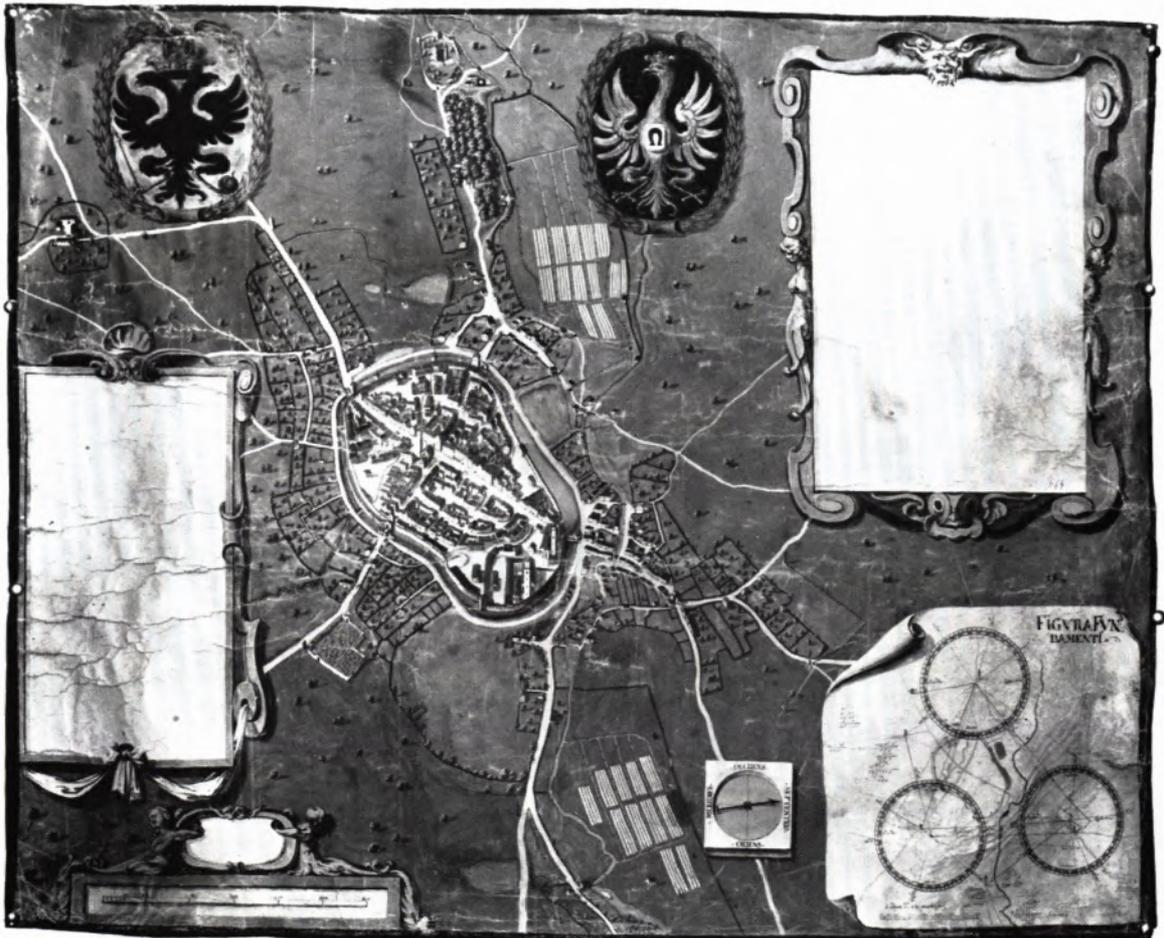
Im Juli 1971 feierte die Stadt Isny ihr 800jähriges Jubiläum. Das damit in die Erinnerung gerufene Jahr 1171 ist durch ein Ereignis gekennzeichnet, das in der um 1620 geschriebenen Chronik des Benediktinerklosters Isny überliefert ist: „Im Jahre 1171 nach der Menschwerdung des Herrn forderte Graf Wolfrad (von Alts- hausen) von uns (dem Kloster) einige unserer Häuser auf dem Markt der villa Isny, zusammen mit dem Land, das sich von dort in südlicher Richtung ausdehnt, um die dortigen Häuser mit Marktrecht zu vergrößern und um neue zu bauen. Wir aber forderten einen Teil des Flusses mit seinem Recht und darüber hinaus zwei neu gebaute und den unsrigen benachbarte Mühlen.“¹⁾

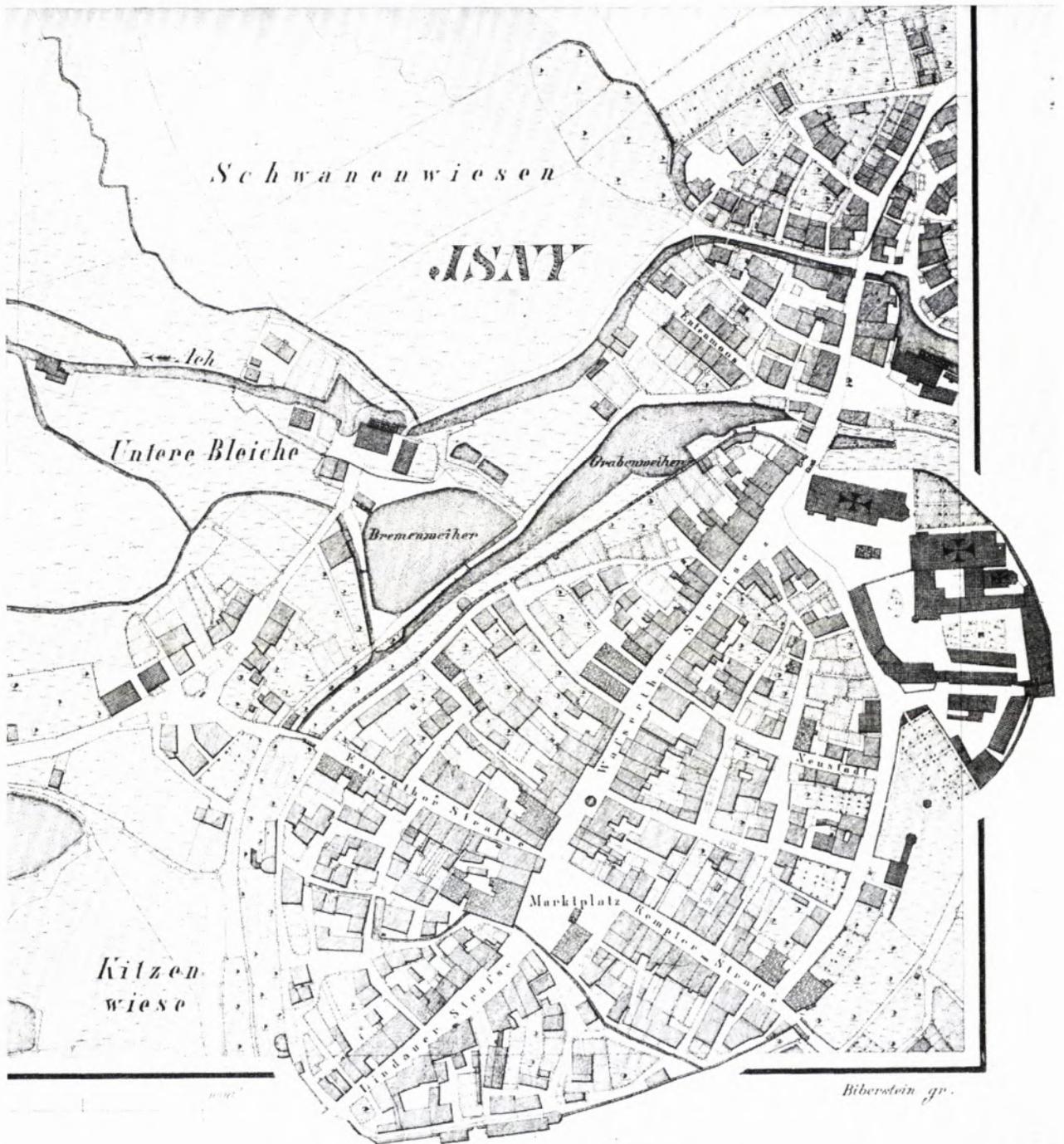
¹⁾ Übersetzung aus dem Lateinischen nach K. F. Eisele in: Schwäbische Zeitung vom 7. 7. 1971.

Nachdem die älteren Nennungen Isnys sich ausschließ- lich auf kirchliche Verhältnisse beziehen, tritt in die- sem Tauschvertrag von 1171 zum erstenmal die Keim- zelle der Stadt: der Markt auf. Zwar dauerte es noch annähernd zwei Jahrhunderte, bis 1365 die Stadt zur Reichsstadt erhoben wurde, doch hat mit dem Ausbau des Marktes im späten 12. und im 13. Jahrhundert die Stadt ihre endgültige, bis heute im Altstadtbereich er- halten gebliebene Gestalt gefunden.

Die Stadt liegt auf einer leichten Anhöhe in einem Talbecken, am Rande eines sich nach Westen erstrek- kenden großen Moores, umsäumt von Anhöhen und Bergen im Norden, Osten und Süden. Von diesen Höhen bietet sich Isny dem Herannahenden als ge- schlossene Stadtsilhouette schon von weitem dar, in einer leichten Draufsicht, die an alte Stadtansichten

ISNY AUS DER VOGELSCHAU. Ölmalerei auf Pergament von Johann Morell, 1664.





GESAMTPLAN DER STADT ISNY AUS DEM JAHRE 1826. Die ovale Gestalt der Stadtanlage mit dem auf dem Marktplatz sich schneidenden Kreuz der Hauptstraßenzüge bestimmt das Bild.

erinnert (Abb. S. 30 oben). Unverwechselbar setzen die Zwiebelhauben der drei Türme ihre Akzente vor dem Hintergrund der bewaldeten Kuppe des Schwarzen Grats. Ein Vergleich mit der ältesten bekannten Ansicht von 1609 zeigt – trotz der damals noch mittelalterlich geformten Turmhelme – die Verwandtschaft (Abb. S. 30 unten).

Besser als der Aufriß ist jedoch der Stadtgrundriß in seiner alten Gestalt bewahrt. Das Vogelschaubild des Johann Morell von 1664 ist die älteste Darstellung der Stadtanlage (Abb. S. 31): die Stadt und Marktsiedlung hat die Form eines Ovals, an dessen nordöstlichem Rand ein Kirche und Kloster vorbehaltener Bezirk – die historische Keimzelle Isnys – angelagert ist. Der

älteste Stadtplan von 1826 (Abb. oben) zeigt diese Grundform ebenso unverändert wie alle späteren Pläne und Ansichten bis hin zur Gegenwart (Abb. rechts).

Die 480 Meter lange Hauptachse des Stadtovals ist zugleich die Hauptverkehrsstraße, im Norden von Leutkirch kommend und im Süden nach Wangen und Lindau weiterführend. Die Querachse mit ihrer Länge von 330 Metern schließt die Straße Richtung Kempten einerseits und die nur lokal bedeutende Espantorstraße andererseits ein. Am Schnittpunkt der Achsen liegt der Marktplatz.

Oval und Straßenkreuz sind die städtebaulichen Grundelemente. Beide sind aber nicht in einer rein geometrischen Form verwirklicht. Der Mauerring des Ovals paßt



BLICK AUF ISNY VON SÜDWESTEN. Die vom nebenstehenden Stadtplan von 1826 veranschaulichte Grundkonzeption von Isny blieb bis heute erhalten (Luftbild Albrecht Brugger, Stuttgart. Freigegeben vom Reg.-Präsidium Nordwürttemberg, Nr. 2/113735).

sich frei den topographischen Gegebenheiten an. Der Marktplatz ist aus dem geometrischen Mittelpunkt nach Süden gerückt. Die Straßen sind keine starren Achsen mit Fluchtpunkten, sondern leicht geschwungen, so daß man von den Toren nicht bis zum Marktplatz sieht. Sie führen nicht auf die Mitte des Marktplatzes zu, sondern münden jeweils an einer Platzseite. Hierfür mögen verkehrstechnische Gründe maßgebend gewesen sein: der Marktbetrieb wurde durch vorbeifahrende Wagen nicht gestört. Wichtiger ist jedoch der städtebauliche Aspekt dieser Straßenführung: die Platzwände bleiben geschlossen. Die Bebauung der einzelnen Straßenabschnitte ist außerdem nicht durch lineare Baulinien im Sinne des 19. Jahrhunderts begrenzt, sondern wiederum in vielfältige Bewegungen aufgelöst. An mehreren Stellen, so vor allem vor der Einmündung in den Marktplatz, verengen sich die Straßen. So entstehen immer wieder geschlossene Straßenräume in lebendigem Wechsel. Gerade in dieser Vielfalt der Variationen des Grundschemas, in der Verschmelzung von Elementen der Ordnung und Freiheit, liegt das charakteristisch Mittelalterliche der Stadtanlage von Isny.

Die zahlreichen Stadtbrände – 1284, 1401, 1631, 1864, 1866 – haben das Gesamtbild nicht grundlegend verändert. Dem verheerendsten dieser Brände – dem von 1631 – fielen über 350 Häuser zum Opfer, und das – wie Merian berichtet – „wiewol die Häuser mehrertheils ganz steinern und mit Ziegeln bedeckt gewesen“. Nur 55 Häuser blieben verschont. Ein im Jahr des Brandes entstandener Stich von Morell zeigt das ungeheure

Ausmaß der Zerstörung (Abb. S. 34). Um so erstaunlicher ist, daß der Wiederaufbau nicht neuen Wegen folgte, sondern ganz dem alten Grundriß. Allerdings ging der Aufbau äußerst schleppend voran. Ein Jahrhundert nach dem Brand erscheint die unbebaute Fläche auf Plänen immer noch größer als die bebaute, und noch heute sind die durch den Stadtbrand gerissenen Lücken im nordwestlichen und südöstlichen Stadtviertel sichtbar. Erst die nach den Bränden 1864 und 1866 begonnene Sanierung des nordöstlichen Stadtviertels sah Begradigungen und geänderte Straßenführungen vor, die dann auch teilweise verwirklicht worden sind.

Auf welche Weise die Straßenräume städtebaulich gestaltet wurden, soll durch kurze Analysen der Wassertor- und der Espantorstraße gezeigt werden.

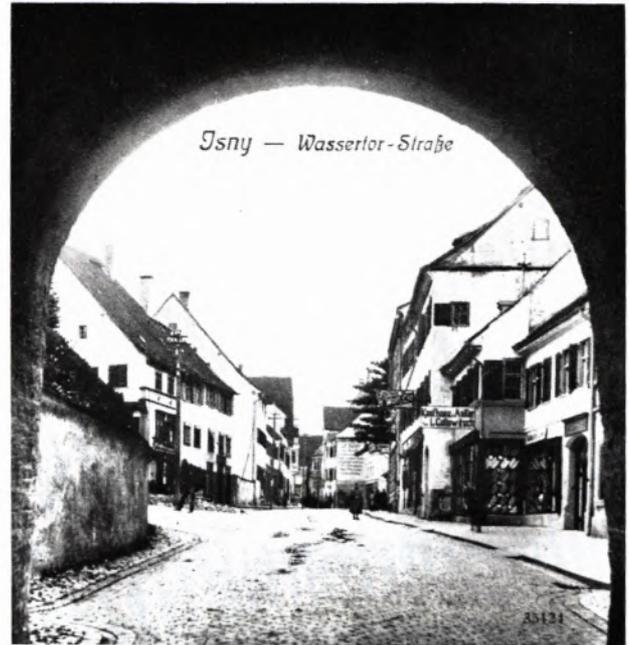
Tritt man durch das Wassertor in die Stadt ein, so weitet sich nach dem engen Tordurchgang die Straße zu einem Platz, von dem aus der Kirchenbezirk erschlossen wird (Abb. S. 35). In seiner Mitte stand ein großer Brunnen. Bescheidene verputzte Bauten stehen mit ihrer Traufseite zur Straße. Im Hintergrund verengt sich die Straße, dort werden auch Häusergiebel sichtbar. Unvermittelt treten zwei (ursprünglich sogar drei) Häuser weit in den Straßenraum vor. Für die Fußgänger öffnen sich deren Erdgeschosse in Arkaden, in denen einst wohl Verkaufsstände untergebracht waren. Bis zum vorigen Jahrhundert stand auch auf der gegenüberliegenden Straßenseite ein derart vorgezogenes Haus, so daß die Wassertorstraße sich an dieser Stelle

zu einem schmalen Durchlaß verengte. Stünde dieses Haus noch und zudem unter Denkmalschutz, so besäße Isny sicher längst die dringend benötigte verkehrsentlastende Umgehungsstraße.

Vereinzelt sind den Fassaden oder Gebäudeecken der großen Patrizierhäuser Erker vorgelegt, von denen aus der Warenverkehr auf der Straße beobachtet und kontrolliert werden konnte. Der letzte Abschnitt der Wassertorstraße gewinnt noch einmal die Breite eines kleinen Platzes, auf dem wiederum ein Brunnen stand – der dritte auf einer Weglänge von 280 Metern (Abb. unten). Vor der Einmündung in den Marktplatz schloß sich der Straßenraum wieder, da das Rathaus (bis 1733 ein Patrizierhaus) und drei gegenüberliegende Gebäude über Erdgeschoßarkaden vorsprangen (Abb. unten). Die Zurücknahme der Baulinie nach dem Brand des „Ochsen“ 1906 hat diese Situation verdorben.

Die Espantorstraße blieb als Straßenraum am besten erhalten. Nach dem Durchschreiten des Espantors hat man zunächst eine Situation vor Augen, wie sie zum Beispiel auch für die Obertorstraße charakteristisch ist: einer leicht geschwungenen Straße folgen an der konvexen Seite leicht vortretende Häuser, während sie an der linken Straßenseite fluchten (Abb. S. 36 links). Nur ein kleiner Erker setzt hier einen Akzent. Am Ende dieses Straßenabschnitts eine Verengung. Gleich dahinter weitet sich der Straßenraum zu platzartiger Breite, um sich gegen den Marktplatz zu allmählich wieder zu schließen. So bietet sich, je nach Standort, die Straße als immer wieder neuer, anders gearteter Erlebnisraum dar. Tritt man vom Markt in die Espantorstraße, so vermutet man hinter dem gassenartigen Durchschluß kaum den dahinter sich weitenden Stra-

ßenraum, der nicht nur durch die Fassadenwände, sondern auch durch die Wölbung der Straßenfläche belebt wird (Abb. S. 36 oben). Die inzwischen erfolgte Makadamisierung hat dieses Gestaltungselement leider verunklärt. Am Ende dieses Platzes als beherrschender Abschluß ein Patrizierhaus mit Erker; im Hintergrund das Espantor. Die Bebauung selbst in lebendigem



BLICK DURCH DAS WASSERTOR IN DIE WSSERTORSTRASSE. Um 1900.

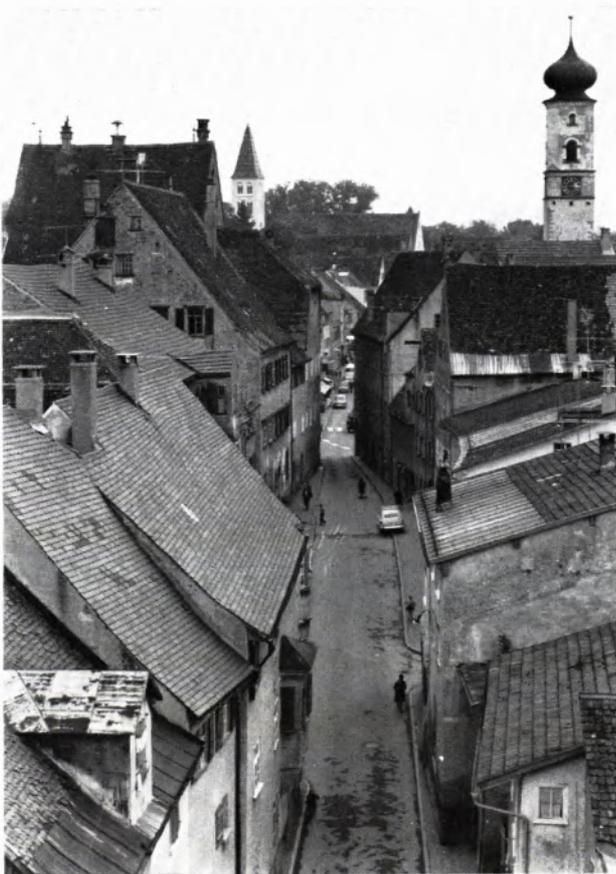
DIE WSSERTORSTRASSE GEGEN DEN MARKTPLATZ HIN GESEHEN. Bleistiftzeichnung von E. Keck, um 1890.





DIE ESPANTORSTRASSE MIT DEM BESCHLIESSENDEN TORTURM. Um 1900.

BLICK IN DIE ESPANTORSTRASSE



Wechsel steiler, vereinzelt abgewalmter oder nach Allgäuer Art flach geneigter Satteldächer. Geschlossene Fassadenflächen vor allem im oberen engen Straßenteil, schließlich verschiedenartig ausgebildete Erker. Alle diese Gestaltungsmittel fügen sich zu einem städtebaulichen Ensemble zusammen, das in seiner Vielfalt und Einheit nur – ein vielzitiertes Verdikt Alexander Mitscherlichs umkehrend – als „wirtlich“ bezeichnet werden kann. Dieser Eindruck wird ausschließlich durch die vorhandene bauliche Substanz erzielt. Eine Gesamtanlage wie die Espantorstraße ist darum nicht „totes Denkmal“, sondern von hochaktuellem Wert, zumal, wenn es darum geht, Maßstäbe für die Beurteilung moderner städtebaulicher Leistungen zu gewinnen.

Mit dem Neubau des Postamtes entstand gerade im Jubiläumsjahr an der höchsten Stelle der Altstadt ein mächtiger flachgedeckter Waschbetonkubus. Damit ist auch in Isny eine Entwicklung eingeleitet worden, die nichts mehr mit der Ausformung des Stadtbildes in den vergangenen acht Jahrhunderten zu tun hat. Die Denkmalpflege hofft, daß diese Unvereinbarkeit gerade anlässlich des Stadtjubiläums vielen bewußt geworden ist. Als Abraham Lechner 1632 das brandzerstörte Isny malte, fügte er seinem Bildtext die Bitte hinzu: „und geb uns wider ein schöne statt“. Dieser Wunsch ist heute ebenso aktuell wie vor 340 Jahren.

ZUM AUTOR: *Hubert Krins, Dr. phil. und Konservator, ist bei der Außenstelle Tübingen des LDA für die Bau- und Kunstdenkmalpflege tätig.*

Kleine Arbeitsberichte

Karl List

(Mitarbeiter des LDA · Freiburg)

Ergebnisse einer Sondierungsgrabung in der Klosterkirche Schuttern bei Lahr

Von April bis Anfang Juli dieses Jahres wurde vom Berichtersteller im Auftrag des Landesdenkmalamtes in der Klosterkirche Schuttern bei Lahr in Baden eine Sondierungsgrabung vorgenommen. Den Anlaß zu dieser Bodenuntersuchung gaben die in naher Zukunft notwendig werdende Instandsetzung der Kirche und die Überzeugung, daß eine Störung des geschichtsträchtigen Bodens ohne vor-

herige archäologische Befundaufnahme unbedingt vermieden werden mußte. Da das für den Baubestand der Kirche unterhaltungspflichtige Staatliche Hochbauamt sich dankenswerterweise bereitfand, die Kosten einer Sondierungsgrabung zu übernehmen, stand einer derartigen Unternehmung um so weniger im Wege, als auch Herr Pfarrer Benz dem Vorhaben von seiten der Kirche jede erdenkliche Förderung zukommen lassen wollte.

Da die alte Reichsabtei Offoniscella – seit 1024 Abtei Schuttern – dem Kreis der frühen Ortenauklöster zugehört und das Kloster Schwarzach von P. Marzolff archäologisch bereits untersucht worden war, schien es ge-

boten, letzteren und Herrn Professor Vl. Milojcic, Heidelberg, als fachkundige Berater zuzuziehen. Eine Voruntersuchung am bestehenden Bau legte den (bisher noch nicht gültig zu bestätigenden) Verdacht nahe, in den jetzigen Kellergewölben unter dem Ostchor (heute Heizung und Kohlenkeller) könnte sich eine vorromanische Kryptenanlage verbergen. Leider hat der Einbau der Heizung im Jahre 1942 (unter dem Kreuzaltar!) gerade hier sehr viel zerstört. Das damals schon aufgefundene, aber nicht weiter beachtete Bruchstück von einem romanischen Tympanon wurde jetzt wiederentdeckt (Abb.). Seine Reliefarbeit zeigt einen Engel, der mit den Händen den Rand einer Mandorla

Die Klosterkirche in Schuttern um die Mitte des 18. Jahrhunderts vor dem Umbau des Kirchengebäudes. Nach einer Radierung von F. X. Schönbachl.



hält, während die Hand des (nicht erhaltenen) Weltenrichters über den Mandorla-Rand hinausragt und die Erdscheibe trägt. Reste der alten Farbfassung zeigen ein kräftiges, weiß unterlegtes Hellrot. Der burgundische Einfluß, der an dieser wohl der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts zugehörigen Reliefarbeit deutlich wird, bestätigt die engen Verbindungen der Abtei Schuttern zum Bistum Straßburg und zu den Reformklöstern Cluny und Gorze.

Ein in Nord-Süd-Richtung durch das barocke Querhaus geführter Suchschnitt versprach mit einiger Sicherheit Aufschlüsse über die zwar vermutbaren, aber im Detail noch unbekannteren Vorgängerbauten. In 0,52 Meter Tiefe unter dem heutigen Bodenniveau traten Teile von dem beim Brand von 1853 zerstörten Sandsteinboden der Barockkirche zutage. Diese war um 1770 als einschiffiger Kirchenaal über den Fundamenten der ihr vorausgegangenen romanischen Basilika aus der Mitte des 12. Jahrhunderts errichtet worden. Da das barocke Querhaus jedoch etwas weiter im Westen zu stehen kam als das romanische, konnten bei der Sondierung die Fundamente der Südwand, der südlichen und nördlichen Arkadenwand des romanischen Mittelschiffes und auch ein Teil des südlichen Querhausarmes freigelegt werden. Die Plinthen des südwestlichen Vierungspfeilers und des Pfeilers vom Chorus minor, an denen noch Teile vom Ziegelboden der Basilika ansaßen, waren beim barocken Neubau nicht entfernt worden.

Bei der Untersuchung der südwärtigen Fundamentzüge, die bis in 3,50 Meter Tiefe hinabgriffen, zeigte sich unter dem romanischen Mauerwerk des Mittelschiffes ein älteres Fundament über Sickergerüst. Rest einer vorromanischen Kirche, dürfte in seine Zeit auch der bei 2,30 Meter Tiefe anstehende brandgeschädigte Estrichboden gehören, der vom romanischen Mauerwerk durchschlagen wurde. Im Bereich des romanischen Mittelschiffes stieß die Sondierung in Höhe des romanischen Arbeitshorizonts (eine Straße aus feinem rotem Sandsteinplatt) auf ein in der Achse der Basilika liegendes Backsteinwerk von annähernd quadratischem Grundriß, dessen Ecken nach Osten abgeschrägt waren. Nach Ausweis der Gesamtsituation dürfte es sich dabei um die Reste des von Abt Hermann (de Burner) um 1290 erbauten und von den Bürgern von Kenzingen und Endingen im Jahre 1304 zerstörten Mausoleums für den Gründer von Schuttern, Offo, handeln. Die Zerstörung im Zentrum des drei Lagen hohen Backsteinwerks läßt den Grund für die Demolierung vermuten: hier war der Boden aufgebrochen und durchwühlt, wohl um



Bruchstück von einem reliefierten Türbogenfeld wohl der abgegangenen romanischen Basilika. Erste Hälfte 12. Jahrhundert.

an die sterblichen Überreste des Offo heranzukommen und sie zu entführen oder zu beseitigen.

Unter dem romanischen Niveau zog wohl als Planierung eine mehr oder weniger gestörte grünlich-tonige Lettenschicht durch. Sie war dort, wo ehemals die Längsachse des romanischen Kirchenschiffes verlief, durch einen großen trichterförmigen und mit auffällig weißem Geröll angefüllten Kessel unterbrochen. Dieser muß, da sich der rote Arbeitshorizont der Romanik über seine Geröllfüllung hinwegzog, noch in vorromanischer Zeit entstanden sein. An seiner Sohle kamen nun zwischen Lettenbrocken und weißem Geröll größere Bruchstücke von einem Bodenmosaik zum Vorschein, das angesichts der Befunde

Von dem bei den Ausgrabungen entdeckten, stark beschädigten Fußbodenmosaik (vgl. Titelbild) wohl des frühen 11. Jahrhunderts konnten aus dem Schutt so viele große Bruchstücke geborgen werden, daß die Hoffnung berechtigt ist, das Bildwerk in sicher mühseliger Arbeit großenteils wieder zusammensetzen zu können.



nur eine vorromanische Arbeit sein konnte. Dies hat sich schließlich nach der Aufdeckung des leider stark beschädigten figürlichen Mosaikmedaillons (vergleiche Farbbild auf der Titelseite) mit der Darstellung des biblischen Brudermords auch dadurch bestätigt, daß das Mosaikrund nach Norden kräftig aus der Achse der romanischen Basilika abwich.

Erst die weitere Freilegung des vorromanischen Bodenniveaus wird eine endgültige Aussage darüber gestatten, ob das Medaillon vereinzelt oder aber der Teil war von einem umfangreicheren Mosaikenzklus. Angesichts der kunstgeschichtlichen Bedeutung des Fundes und mit Rücksicht auch auf die baugeschichtliche Ergiebigkeit des Ortes hat sich das Landesdenkmalamt zur Durchführung einer umfangreichen Grabung entschlossen. Sie wird, was zu hoffen bleibt, für die vielen jetzt aufgeworfenen Fragen Klärung bringen.

Hier noch ein Wort zu dem in unseren Landen bisher singulären Mosaikbodenfund. Es gilt, nach den historischen Voraussetzungen zu fragen, die seine Existenz hier in der Klosterkirche zu Schuttern erklären können. Am ehesten lassen sie sich finden in der engen Verbindung, die Heinrich II. als König und dann als Kaiser zu dieser Abtei hatte. Als der Herrscher auf der Synode zu Frankfurt gegen heftigsten Widerstand das Bistum Bamberg gründete und dieser Gründung neben den Abteien Gengenbach, Stein am Rhein unter anderem auch das Kloster Schuttern überwies, wurde er von den Bischöfen von Straßburg und Basel unterstützt. Diese hatten bereits fünf Jahre zuvor, als Heinrich um die Krone rang, für diesen Partei ergriffen und ihm die Feste Breisach verteidigt. Dem König selbst war am Wohlergehen des Klosters Schuttern offenbar besonders viel gelegen, denn seine Fürsorge für die Abtei nahm Ausmaße an, daß er in deren Tradition neben Offo als zweiter Gründer gefeiert wurde. Im Jahr 1016 soll Heinrich als Kaiser in der Abtei Quartier genommen und durch reiche Schenkungen, vielleicht auch durch die Stiftung des kostbaren Mosaikbodens, zur Hebung von deren Ansehen beigetragen haben.

Da uns Stiftmosaikien wie das von Schuttern für das erste Viertel des 11. Jahrhunderts bisher nur aus Oberitalien bekannt geworden sind, liegt die Vermutung nahe, der Kaiser habe aus dem Feldzug der Jahre 1013/14 italienische Künstler und Werkleute mitgebracht, die er – wie alle Herrscher zuvor – ihrer Fähigkeiten wegen zur Ausschmückung besonders ausgezeichneter Bauwerke benötigte. Hier in Schuttern dürften solche kundigen Spezialisten tätig gewesen sein.

Hans Huth

(LDA · Karlsruhe)

Die Restaurierung des Herrenhauses Eulenhof, Gemeinde Ehrstädt, Kreis Sinsheim

Der Eulenhof gehörte ursprünglich der Familie von Degenfeld, von der eine Linie vom 17. bis 19. Jahrhundert nach diesem Hof benannt wurde. Dieser Familienzweig überdauerte die Neuhauser und Ehrstädter Linie und bekam auch das einige Kilometer entfernt gelegene Schloß Neuhaus in Besitz. Dort ist Freiherr Pleickard von Gemmingen ansässig, in dessen Eigentum der Eulenhof heute steht.

Das beherrschende Gebäude der Hofanlage ist das zweigeschossige Herrenhaus, das mit seiner siebenachsigen Breitseite gegen den Hofraum steht. Besonderen Schmuck gibt ihm das über eine siebenstufige Freitreppe zu erreichende Rechteckportal (Abb.). Seine breite, fünffach profilierte Sandsteinrahmung steht auf Sockeln, die kanneliert sind. Auf dem Sturz umrahmt eine Girlande die Kartusche mit den Initialen des Erbauers: W.F. V.D. 1793 (Wilhelm Ferdinand Friedrich Freiherr von Degenfeld zu Eulenhof, 1757–1819). Der Girlandenrahmen wird oben von einer Krone zusammengehalten, unten von einem Engelskopf geschmückt. Der schließende Segmentbogensatz des Portals

ist reich profiliert mit Hohlkehle, Viertelrundstab, einer Art Zahnleiste, feinen Plättchen und Karnies mit Deckplatte. Auf den verkröpften Ecken kauerte jeweils eine kleine, aus Sandstein gemeißelte Tiergestalt, von denen leider nur das hundsähnliche Tier rechterhand erhalten blieb.

Bei der Restaurierung des Herrenhauses (Abb.) wurden der Außenputz instandgesetzt und gestrichen, das Satteldach mit seinen Krüppelwalmen in Biberschwanzdeckung erneuert und vor allem auch die klassizistische Tür des oben beschriebenen Portals in der alten Form mit den geschnitzten, mit Gehängen geschmückten Füllungen und den alten Beschlägen wiederher-



(oben) Das Herrenhaus des Eulenhofes nach der Restaurierung.



(links) Der südliche, durch Sichtfachwerk ausgezeichnete Teil des Arbeiterwohnhauses vom Eulenhof.



(rechts) Das Portal am Herrenhaus des Eulenhofes mit seiner reich profilierten Umräumung.



Türsturz mit Inschrift über einem Eingang zum Arbeiterwohnhaus des Eulenhofes.

gestellt. Für die Zukunft offen blieb der Wunsch der Denkmalpflege, auch die Fenster in stilgemäße Form zu bringen.

Nicht zu retten ist das den Hof auf der Ostseite rahmende Arbeiterwohnhaus. Über seinem massiven Erdgeschoß geht ein Fachwerk-Obergeschoß auf, dessen Holzwerk am südlichen Gebäudeteil sichtbar belassen ist (Abb.). Der bauliche Zustand läßt einen Umbau zu zeitgemäßen Wohnungen nicht zu, so daß der Abbruch

des zumal für die Talansicht des Hofes wichtigen Gebäudes mit seinem Krüppelwalmdach leider unumgänglich wird. Dieser Abbruch teilt dem Herrenhaus zwar noch mehr optische Geltung zu, stört aber die Geschlossenheit der Hofanlage. Ein geplanter Neubau wird bungalowwähnlich aussehen und daher wenig taugen, den Hof zu beschließen. Deshalb sollen er nach dem Vorschlag des Denkmalmannes nach Norden verschoben und die Geschlossenheit des Hofes nach Osten durch eine ausreichend hohe Mauer

wiederhergestellt werden. Die beiden übrigen Hofseiten sind mit Wirtschaftsgebäuden besetzt.

Bemerkenswerte Teile an dem zum Abriß bestimmten Arbeiterwohnhaus sind die Schlußsteine in den Sturzbalken zweier sonst schmuckloser Türumrahmungen und ein dritter Türsturz, der mit seiner Inschrift HANNIS CONRAD VON HELMSTAT · / MARIA BARBARA GEBORNE VON ZWEIFE(L) wohl von anderer Stelle her stammt (Abb.).

Quellennachweis für die Abbildungen

[Die Zahlenangaben verweisen auf die Seiten]

Fotoaufnahmen stellten zur Verfügung:

Theo Keller, Reichenau 8; Landesbildstelle Württemberg 30 (oben); LDA-Freiburg Titelbild, 9, 12–14, 16–18, 23, 29, 37, 38; LDA-Karlsruhe 39, 40; LDA-Tübingen 30 (unten), 31, 34–36

Die gezeichneten Vorlagen fertigten:

M. Hesselbacher, Freiburg 24; W. Kümmerle, z. Z. Reichenau 10–12, 15

DIE DIENSTSTELLEN

des

LANDESDENKMALAMTES

Als einer der im Denkmalschutzgesetz § 3 Abs. 1 benannten Denkmalschutzbehörden fällt dem Landesdenkmalamt BW die vom Gesetz in § 1 definierte Aufgabe zu, Kulturdenkmale zu schützen und zu pflegen, insbesondere den Zustand der Kulturdenkmale zu überwachen sowie auf die Abwendung von Gefährdungen und die Bergung von Kulturdenkmälern hinzuwirken. Im Rahmen dieser Verpflichtung steht im Vordergrund die Pflege der Kulturdenkmale, die von den fachlich geschulten Konservatoren des Landesdenkmalamtes besorgt wird. Im Zusammenhang damit hat das Denkmalamt im wesentlichen auch die in § 6 DSchG festgestellte Pflicht des Landes zu erfüllen, Maßnahmen zur Erhaltung und Pflege von Kulturdenkmälern nach Maßgabe der zur Verfügung stehenden Haushaltsmittel durch die Hergabe von Zuschüssen zu fördern und zu unterstützen.

Beides, pflegerische Tätigkeit und Zuschußwesen, bedingt einen engen, meist persönlichen Kontakt zwischen dem Landesdenkmalamt und den Eigentümern der betroffenen Denkmale. Diese unerläßliche Verbindung zu intensivieren, wurde das Denkmalamt zwar zentral organisiert, nicht aber an einem Ort installiert. Es wurden vier Dienststellen eingerichtet, deren jede einen bestimmten der einstweilen von den Grenzen der Regierungspräsidien umrissenen vier Landesteile verantwortlich zu betreuen hat. Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes sind:

ZENTRALSTELLE STUTTGART

7000 Stuttgart 1 · Eugenstraße 3 · Telefon (07 11) 2 02/25 38

Zuständig für den Regierungsbezirk Nordwürttemberg und zugleich Sitz der Amtsleitung, der Leitung der Abteilung I (Bau- und Kunstdenkmalpflege) und der Leitung der Abteilung II (Bodendenkmalpflege)

AUSSENSTELLE FREIBURG

7800 Freiburg i. Br. · Colombistraße 4 · Telefon (07 61) 3 19 39

Zuständig für den Regierungsbezirk Südbaden

AUSSENSTELLE KARLSRUHE

7500 Karlsruhe · Karlstraße 47 · Telefon (07 21) 2 62 79 und 2 98 66

Zuständig für den Regierungsbezirk Nordbaden

AUSSENSTELLE TÜBINGEN

7400 Tübingen 1 · Schloß/Fünfeckturm · Telefon (0 71 22) 2 29 04 und 8 28 31

Zuständig für den Regierungsbezirk Südwestwürttemberg-Hohenzollern

BUCHVERÖFFENTLICHUNGEN

des

LANDESDENKMALAMTES BADEN-WÜRTTEMBERG

Denkmalpflege ist nicht einfach Kunstpflege. Selbst dort, wo sie vordergründig solche Kunstpflege betreibt, bleibt sie in mannigfacher Weise der Wissenschaft verbunden. Geht doch die praktische Pflege der Kulturdenkmale allemal aus von Erkenntnissen, die von den Kunstwissenschaften, aber auch von den Natur- und einigen benachbarten Hilfswissenschaften erarbeitet wurden und unerläßliches Rüstzeug einer tauglichen Denkmalpflege sind. Zum anderen stellt diese durch Betreuung und Bewahrung der Kulturdenkmale nicht nur das unabdingbare Material sicher für Arbeit und Forschung vorab der Kunstwissenschaften, sondern sie wird durch ihre Tätigkeit unmittelbar an den Objekten oft genug selbst zur Grundlagenforschung. Dies vor allem in den Disziplinen, die bei ihrem konservatorischen Bemühen in unerforschtes Neuland eindringen müssen: die Bodendenkmalpflege und die Archäologie des Mittelalters.

Mit „Forschungen und Berichten“ legt das Landesdenkmalamt in Buchform Zeugnis ab über den wissenschaftlichen Ertrag auf dieser Seite seiner Tätigkeit. Die Arbeit auf anderen Aufgabengebieten und ihre Ergebnisse werden vorgestellt durch reich bebilderte, regional ausgerichtete Kunst- und Denkmalinventare, durch monographische Abhandlungen zu Einzelobjekten oder begrenzten Themenbereichen und durch Fundberichte.

Es sind erschienen:

ROLF DEHN

DIE URNENFELDERKULTUR IN NORDWÜRTTEMBERG

Band 1

Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg

135 Seiten Text · 35 Bildtafeln · Ganzleinen

Verlag Müller & Gräff (Kommissionsverlag) Stuttgart 1972

*

EDUARD M. NEUFFER

DER REIHENGRÄBERFRIEDHOF VON DONZDORF

Band 2

Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg

131 Seiten Text · 85 Bildtafeln · Ganzleinen

Verlag Müller & Gräff (Kommissionsverlag) Stuttgart 1972

*

GÜNTHER P. FEHRING

UNTERREGENBACH

KIRCHEN · HERRENSITZ · SIEDLUNGSBEREICHE

Band 1

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Textband 311 Seiten · Tafelband 117 Bildtafeln

Kassette mit 84 Bild- und Textbeilagen · Ganzleinen

Verlag Müller & Gräff (Kommissionsverlag) Stuttgart 1972

*

Bezugsnachweis beim Buchhandel oder den Dienststellen des Landesdenkmalamtes
Baden-Württemberg

Helene Müntzer
Oberwall

65369